Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 20 — Marburg i. H., den 13. Mai — 1909

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Dürfen wir beten und bitten? — Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten. Letztes Stück — Aus Rom: Bartoli, Jeanne d'Arc, Tyrrell, Ein verheirateter Priester — Jubelfeier des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins — Zur Frage der Gemeinschaften — Religion, Kunst und Aesthetentum — Verschiedenes: Buddha oder Christus? (Rittelmeyer); Ueber das sogenannte Erkenntnisproblem (Nelson); Die Welträtsel und ihre Lösung (Hauri); Quid est veritas? (Saitschick); Aus der Mappe eines Glücklichen (Jahnke); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Dürfen wir beten und bitten?

Es ist ein Vorzug des Alten Testamentes vor dem Neuen, daß es uns die Frömmigkeit nicht nur in der reinen, von aller irdischen Vermischung losgelösten Form prophetischer Ideale und Forderungen zeigt, sondern sie auch mitten hineinstellt in das bunte, gestaltenreiche, immer neue Leben der Wirklichkeit, in die natürlichen Zusammenhänge des Volks und der Familie. Wer unter uns, zumal wenn er selber Vater eines geliebten Kindes ist, kann ohne Ergriffenheit jene Geschichte lesen, wie David um das Leben seines Kindes, des ersten von der Bathseba ihm geschenkten, betet. „Jahve schlug das Kind, das Urias Weib dem David geboren hatte, so daß es erkrankte. Da suchte David Gott um des Knaben willen, und David fastete eine Zeit lang, und als er heim gekommen war, legte er sich über Nacht auf den Boden." Also ins Heiligtum geht der gequälte Vater und opfert, mit Fasten bereitet er sich und will er Gott erweichen. Die Nacht ringt er, am Boden liegend, in heftigem Gebet.

Darf dieser David, dieser liebende und sorgende, bittende und flehende Vater uns ein Vorbild sein? Oder müssen wir, weil wir vertrauen, daß Gott weiß, was wir bedürfen, ehe denn wir ihn bitten; und weil wir wissen, daß seine Wege nicht unsere Wege sind — müssen wir auf jedes Bittgebet verzichten? Gott sei Dank, daß wir nicht verzichten müssen, daß wir bitten und flehen dürfen, so wie es aus unserm armen erschrockenen Herzen hervorbricht. Freilich sind Gottes Gedanken himmelhoch über unsern Gedanken, und längst ehe wir beten, hat sein Auge nicht nur unsere Not und Verwirrung, sondern auch Hilfe und Ausweg ersehen. Aber sein Herz ist auch unergründlich groß und unaussagbar gütig; er hört gern, er hört mit väterlicher göttlicher Barmherzigkeit unser Seufzen und Schreien, denn er weiß, daß wir armen, schwachen Menschenkinder nicht leben könnten, wenn wir nicht beten, nicht mit kindlichem Vertrauen bitten dürften.

Ihr Väter und Mütter, die ihr Kinder habt, wünschtet ihr, eure Kinder sollten nicht mit allen ihren Anliegen zu euch kommen; ist es nicht eures Herzens Glück und Stolz, daß eure Kinder mit zweifellosem Vertrauen zu euch kommen? Aber, ihr Väter und Mütter, wünschtet ihr, daß eurer Kinder Wohlfahrt von ihren Bitten, von der Dringlichkeit und der Einsicht ihrer Wünsche abhingen? Und, o ihr Väter und Mütter, worin bekundet sich Gottes wunderbare Größe, wenn nicht darin, daß seine Geduld unendlich ist, daß sie auch durch törichte und unbescheidene Bitten nicht erschöpft wird; und daß seine Weisheit unbegreiflich ist, daß sie schon entschieden und gehandelt hat, ehe noch die Not uns zum Beten trieb.

Ihr sagt: Das ist ein Widerspruch! und ihr versteht es nicht. Ihr Freunde, müssen wir denn Gott verstehen? Genügt es uns nicht zu wissen, wie wir mit Gott handeln sollen und er mit uns handelt? — So wollen wir denn beten, bitten und flehen, wenn die Not des Lebens und unseres Herzens Unruhe uns treibt. Möchten wir aber auch nie vergessen, und in den „guten Tagen" es uns fest einprägen, daß Gott zu groß ist, um unserer Bitten zu bedürfen, damit, wenn in den „bösen Tagen" unser Flehen zu Gott steigt, der Unterton nicht fehle: Nicht, wie ich will, sondern wie du willst. Dann erleben wir, daß Gott erhört über Bitten und Verstehen. H S

Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten

10

Eski-Schehir, 16. August 1908

Meine Zeit ist knapp. Ich gebe nur kurze Notizen. Zuvörderst aber die Nachricht, daß ich wieder gesund bin. Das Fieber hat mich verlassen. Ich bin wieder frei.

Der alte N ist gestorben und erlöst. Die Familie zieht in die Schweiz.

Von G K erhielt ich heute, grad vorm Gottesdienst einen glücklichen Brief. Viele Städte hat er gesehen, hat ganz Europa umfahren, ward in Hamburg empfangen, nach Bethel gebracht. Nun arbeitet er auf der Ackerbaustation Mamre: „Es ist so gut hier." Dort hat er nun ein Heim gefunden, treue Menschen, die ihn führen, reine Luft, den Blick in eine frohe Zukunft. Wie glücklich bin ich und wie dankbar!

Müller B in Akschehir mußte seine Mühle aufgeben, mittellos. Hier blüht ihm kein Glück. Ich schrieb ihm; ich riet ihm zur Auswanderung nach Posen, er kam hierher. Zwei Tage haben wir beraten, nun ging das Gesuch an die Ansiedlungskommission ab: die Bitte um „Land". Q. d. b. v.!

Für meine Angoraleute, die sieben Familien, konnte ich noch gar nichts tun. Diese Woche bin ich dagewesen, bin in glühendem Sonnenbrand von einem Tschiftlik zum andern geritten: alle bei der Ernte. So klein ist die Aehre, daß man nicht mähen kann. Mit den Händen müssen sie zwischen den Disteln die kümmerlichen Halme ausraufen. — Und dabei sind alle zufrieden: „sie haben kein Fieber und haben doch etwas Korn." Wie groß die Armut ist und wie gering der Erfolg, trotz allen Fleißes, — man kann es nicht schildern.

Alle Briefe und Bitten bis jetzt sind erfolglos geblieben. Mein Rettungsplan ist im Großen gebilligt, theoretisch bejaht — aber Niemand noch gibt die Hand dazu her. Diese türkischen Untertanen kann man nicht nach Posen leiten; hier aber sind tausende Mark als Darlehen nötig. Nur so kann man helfen. Doch ich will davon schweigen.

Die politische Lage erschwert jedes Tun und alles Planen. Unergründlich ist für den Europäer die Seele des Orients. Immer wieder steht man vor diesem Rätsel. Auch wer Jahrzehnte hier lebte, sieht nur das Geheimnis.

Kein Mensch hätte sich träumen lassen: das Märchen von der Konstitution. Dies Land der tausend und einen Nächte hat eine Zukunft der tausend und einen Möglichkeiten. Kein Mensch ahnt, was die Zukunft bringt. Jeder Tag und jede Zeitung bringt eine neue Ueberraschung.

Soviel ist mir sicher: man unterschätzt in Deutschland den Ernst der Situation. Die Frankfurter Zeitung gibt wohl gute Berichte; aber sie verschweigt viel, und Alles behandelt sie ein wenig in vornehmem Ton, von oben herab.

Ich bin in den Tagen der Freiheitsproklamation in Kospoli gewesen und der Enthusiasmus der wild erregten Menge machte mich starr. So explosiv und so zügellos stürmten die entfesselten Leidenschaften, wie ich sie diesem ruhig vornehmen Volke nie zugetraut hätte. Jung und Alt, der Bettler-Hamal wie der Paschah wie trunken vom Rausch der Begeisterung. Der Jahrhundertelang geduldete, stöhnend geduldete Druck wird gesprengt: nun jauchzte die Freude.

Welche Szenen erlebte ich auf den Straßen! Schreiende, tobende Massen, Aufzüge mit Fahnen und bunten Bändern und Musik. Kokarden an der Brust und Bänder mit der Parole der Revolution: Egalité, Liberté, Fraternité! Man hörte die Marseillaise. Man hörte Vive la France, Vivent les Anglais, aber A bas les Allemands!

Die Presse verschweigt das, vertuscht das, sucht das als nichtig zu erweisen. Keine Agitation werde gegen die Deutschen getrieben. (Köln. Zeitung.)

Aber die Dementis erscheinen in hiesigen Blättern: im Amphitheater habe unter großem Applaus ein Redner gegen Deutschland gesprochen. Der Berichterstatter der Kölnischen Zeitung sei falsch unterrichtet oder lüge. Und vor dem Palais der englischen Botschaft sammelt sich das Volk zu begeisterter Kundgebung, der englische Botschafter wird auf der Straße mit Fahnen und Kokarden bedeckt, vom türkischen Minister auf offener Straße geküßt, als Befreier umjubelt — und hier, hier im Provinznest Eski-Schehir hörte man Abends am Bahnhof: A bas les Allemands! . . . .

Bis in die kulturfernsten Dörfer hinein dringt die Flutwelle dieses erbitterten Hasses gegen das alte Regime und die nie mehr einzudämmende herrliche Begeisterung für die neue freie Zeit.

Alle alten Gaunerbeamten wurden gestürzt: Walis, Mutessarifs, Kaimakams. Wie diese Regierungsvertreter das Volk aussaugten, die Armen bis aufs Blut peinigten, um die eigenen Taschen zu füllen! Und nun kommt diese Bewegung über sie wie das jüngste Gericht.

Fehim-Pascha, ein Ungeheuer in Menschengestalt, hat man in Brussa lebendig gevierteilt und totgeschlagen wie einen Hund. Mit der Post kamen vor ein paar Tagen durch Eski-Schehir die abgeschnittenen Köpfe dreier Regierungsbeamten aus Smyrna: Sendung für das Revolutionskomitee. Fast wöchentlich schleppt man die Provinzgouverneure auf der Bahn nach Kospoli vors Gericht. Hier am Bahnhof heult und tobt eine wütende Menge.

Auch in der Arbeiterschaft gärt es. Man verlangt höhere Löhne von der Bahn: wie wurden diese Leute geknechtet und geschunden. Klugerweise setzte sich die Bahndirektion mit dem jungtürkischen Komitee in Verbindung. Morgen kommen zwei Vertreter und hören die Wünsche der Arbeiterschaft: ich bin sicher, es gibt eine Umwälzung des seitherigen Systems.

Eines ist bewundernswert: die glänzende Organisation der Bewegung. Sie geht vom Heere aus. Die Offiziere leiten. In vollster Heimlichkeit ward alles vorbereitet, durch heilige Schwüre waren alle verpflichtet (Schneeballensystem); aber dann brachs los mit unwiderstehlicher Gewalt.

Ihr Ruhm und Stolz und ihre ängstliche Sorge ist, daß alles auf gesetzlichem Wege erreicht wird. Jede andere Revolution sei mit Blut erkauft worden; sie aber hätten dem Recht ohne Unrecht freie Bahn verschafft. Der oberste Scheich ist Jungtürke. In dieser uralten Theokratie ist der oberste Priester die Seele des Fortschritts. Und damit hat die Bewegung die Zukunft. Das eminent religiöse Volk muß die Priester auf seiner Seite wissen. Dann folgt es in blindem Fanatismus auch der neuen Idee. Und sie verlangen nach Freiheit.

So erleben wir große Tage. Wer einen Sinn hat für die reine Begeisterung eines Volkes, der muß hier eine edle Freude haben. Viele gewiß verwechseln Freiheit mit Gesetzlosigkeit und wilder Zügellosigkeit: aber die Führer der Bewegung und die Masse des türkischen Volkes treibt gewiß ein heiliger Eifer fürs Recht.

Bis jetzt sind keine Ausschreitungen vorgekommen. Nur Bestien fanden wohlverdiente Strafe. Soweit man jetzt sehen kann, wird sich alles ohne Aufruhr vollziehen. Niemand kennt die Zukunft. Wir alle aber haben eine gute und frohe Hoffnung für dieses Volk.

Eski-Schehir, 23. August 1908

Der Tag begann schön.

Frau N sendete einen Gruß herüber in aller Frühe, und in schwergefügtem Eichenrahmen einen kunstvoll gestickten Spruch. Kein Kunstwerk wohl, aber als Zeichen von Dankbarkeit hat mirs doch wohl getan und hat mich wundervoll erquickt.

Dann war Gottesdienst.

In einsamer Steppe bei Polatli, weit von hier, in entsetzlicher Oede am Schienenstrang liegt ein Grab. Ein Ingenieur fand dort den Tod beim Bau der Bahn; der „einzige" Sohn. Es erhebt sich ein schlicht gedrungenes Kreuz über dem Hügel, aus festem Stein. Darauf steht der Name und sein Vaterland. Und man liest das Wort, das mich tief ergriff:

Qui travaille, prie

„Arbeit ist Gebet". — —

Und darüber sprach ich (1. Thessal. 4, 10ff.). Das ist echt evangelisch und könnte zum Motto dienen für alle Pioniere im Fremdland. Wohl dem Treuen, dem mans ehrlich aufs Grab schreiben kann.

Eski-Schehir, 28. August 1908

Ich habe mich so in meine Bücher und Reisepläne hineinverfilzt, daß ich von dem, was draußen vorgeht, nichts sehe noch höre. Das abendliche Schreien und Johlen und Schießen am Bahnhof stört einen schon längst nicht mehr. Heut früh aber zogen Menschen und Menschen in Massen vorüber an meinem Hause, daß ich denn doch verwundert aufschaute. Und alle laufen zur Bahn. Extrazüge sind eingelegt und man erzählt mir: Jungtürken sind hierher gekommen, um dem Volk die neue Verfassung und das Gesetz der Freiheit zu erklären. Gestern war die große Versammlung auf dem großen Platz in der Stadt. Jetzt gehts in die Dörfer. Wer mitfahren will, fährt mit. Die Direktion der Bahn muß sich dem Willen der Masse fügen: vor sechs Wochen noch ein undenkbar Ding. Wandel der Zeit!

Und noch eine andre große Novität. Ein Agitationskomitee unter den Angestellten der Bahn hat sich gebildet, hunderte von Unterschriften zeigen die Einmütigkeit, bestätigt das, was ich schon schrieb: man fordert höheren Lohn und „menschliche Behandlung", protestiert gegen die grausamen Geldstrafen und — gestern ging im Namen der Bahnangestellten eine direkte Depesche an die deutsche Bank in Berlin ab, worin gefordert wird, daß Huguenin unverzüglich (immédiatement) seiner Stellung als Generaldirektor enthoben werde. Das Komitee erwartet in drei Tagen Antwort. Sonst wird sofort der Streik erklärt!

Das ist etwas so Unerhörtes in der Geschichte der Bahn, daß die ganze gefährliche Situation vielleicht durch keine andere Tatsache besser geschildert werden kann. Denn vor Huguenin haben sonst alle gezittert wie geschlagene Hunde und es wagte keiner ein Auge aufzuheben.

Wir stehen vor gewaltigen Umwälzungen.*)

*) Der Streik kam. Vier Tage lang war nicht allein die Bahnlinie vollständig gesperrt, sondern auch die Telegraphenlinie der Bahn befand sich in den Händen der Streikenden. Aber Huguenin siegte durch seine Ankunft. In Eski-Schehir jubelte man ihm zu und küßte ihm die Hände. Ende September. D H

Eski-Schehir, 31. August 1908

Ich benutze diese Morgenstunde, um nach einer vollgepfropften Arbeitswoche zu Ende zu kommen. Hoffentlich kommt man mir nicht in die Quere. Also zunächst rasch

vom Ertrag in Cospoli.

Meinen ganzen Tag verlebte und verlas und verschrieb ich im Russisch-Archäologischen Institut. Es liegt drei Minuten vom Hospital. Die Mahlzeiten nahm ich dort ein, verlor also gar keine Zeit, konnte ein paar Kranke besuchen und ward getreulich in Allem und Jedem versorgt. Gute Seelen dort.

Aber dann Institut. Erstlich eine so famos reichhaltige Bibliothek (bes. Reiseliteratur), daß ich geradezu einen neuen Stützpunkt für meine innere und äußere Existenz dort fand. Wenn man jahrelang so hinter Büchern gehockt und in Wissenschaft „gemacht" hat, riecht man wieder mit unbeschreiblichem Behagen diese gewisse geistesaristokratische Muffluft und mummelt sich in die büchertapezierten Arbeitssäle ein wie ein Hund mit seinen Knochen in seine Hütte, wie ein Pensionsbackfisch in die unerlaubte Schlagsahne verbotener Konditoreien, wie ein alter Landpastor mit einem Band Goethe und der gestopften Pfeife am Montag zur Nachmittagsruhe in den Lederlehnstuhl. Mein verbauertes und entbüchertes Gemüt sog sich voll wie ein trockener Schwamm.

Sodann die Menschen dort: Scharmante Menschen! Zwei junge Sekretäre, von einer prächtigen, geraden Liebenswürdigkeit und kameradschaftlichen Hilfsbereitschaft. Es traf ganz ein, was mir am Anfang der eine gleich „hatte gesagt": „Sie werrden bald beie uns wi zu Hause sein."

Im Institut erlebte ich eine böse Depression; um ihretwillen sitze ich heute noch hier in Eski-Schehir. Denn der 31. sollte der Tag meiner Abreise sein. Und dies mein Erlebnis: die Philologische Wochenschrift (und wie ich nachträglich sah, auch die Byzantinische Zeitschrift mit einer Voranzeige 1907 schon) brachte eine glänzende Kritik über eine amerikanische Expedition und ihre Resultate, die grade „mein Gebiet" zwischen Antakje und Haleb bereist und bearbeitet hatten. Gerade in diesen Wochen (1908) muß das Werk erschienen sein: alles in amerikanischem Zuschnitt verschwenderisch in Geldmitteln, Ingenieure, Architekten als Hilfsarbeiter. Für Unsereinen bleibt da nichts mehr zu tun: zum Aehrenlesen bin ich mir zu gut.

Die Depression war arg, denn alle — wahrhaft mühselig erkaufte — Vorarbeit ist umsonst gewesen. Und war doch nicht „umsonst." Jede Arbeit trägt den Lohn in sich selbst. Ich reckte mich rasch empor. Nach einer halben Stunde war ein neuer, schon mehrmals erwogener Plan festgelegt: er schließt sich innerlich dem alten an. Ich bleibe im Vilajet Adana, gehe ins Gebiet nordöstlich von Missis und Sis, nördlich von meiner erstgezogenen Grenze, also nach dem östlichen Kilikien und dem südlichen Kappadokien. Doch sprecht mir nicht davon. Dergleichen muß in aller Stille und bescheidentlich geschehen. Großer Waldersee-Tamtam bestraft sich immer. Diese Woche habe ich mit Macht noch ergänzt, nachgeholt und geprüft; ein tüchtig Stück liegt noch zur Arbeit vor. Aber ich hoffe fertig zu werden und freue mich auf den Aufbruch am Montag. (den 7. September.)

Ich verspreche Dir natürlich von allen Poststationen kurze Postkartennachrichten zukommen zu lassen. Doch muß ich Dir gleich sagen, daß diese Bestellungen meist unsicher genug sind. Die Kerle reißen die Marke ab oder werfen die Karte bei Seite, denn das wird so wichtig nicht sein. Und Allah bestimmt ja doch alles. Und dann bedenke, daß Poststationen nicht allzu häufig sind. In jedem Falle mußt Du Dich wappnen und panzern, mit Vertrauen und Glauben, auch wenn wochenlang keine Nachricht käme. Hier gilts, einen herzhaften Anlauf von vornherein zu nehmen; dann vermeidest du alle unnütze Qual. Und nochmals: ich verspreche zu schreiben, so oft es nur geht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

(Damit brechen die Briefe ab. Ein Schlußwort in nächster Nummer)

Aus Rom

Bartoli — Jeanne d'Arc — Tyrrell — Ein verheirateter Priester

Professor Giorgio Bartoli*) hat seine neue Tätigkeit in Italien begonnen mit einer populären Schrift: La Religione degli Italiani**), in welcher er mit seiner im Beichtstuhl erworbenen Menschenkenntnis ganze Stände unbarmherzig geißelt und wirkliche Religion nur in kleinen Dosen vorhanden findet. In der Beurteilung des Buches kam ein merkwürdiger Unterschied zu Tage. Die italienischen Leser zeigten keine Spur von Verletztheit, sondern volle Uebereinstimmung mit der treffenden Wahrheit der Schilderung. Die protestantischen Leser andrer Zunge dagegen befremdete der derbe Realismus, die mangelnde Vornehmheit der Fassung. Unsere geistige Höhenlage ist eben doch verschieden, wobei ich nicht leugne, daß des Gedankens Blässe uns dem vollen Leben häufig zu sehr entfremdet. Die Kurie fürchtet das Buch sehr und hat verboten, es zu verkaufen. Bartolis alte Freunde setzen inzwischen ihre Bekehrungsversuche an ihm eifrig fort. Es ist hart, ein so auserwähltes Rüstzeug zu verlieren. Aber einen großen moralischen Sieg haben diese neuen Dissidenten schon davongetragen: die alte vergiftete Waffe der Verleumdung hat man ihnen gegenüber gänzlich fallen lassen. Um so aufrichtiger ist die Besorgnis ihrer Freunde, sie seien besessen — indemoniati!

Der langjährige Aufenthalt im Orient gibt Bartoli einen seltenen Reichtum der Erfahrung, der Bilder, der Menschenkenntnis. Offenbar bot ihm seine Stellung als hochangesehener Jesuitenpater Gelegenheit, tiefer und weiter zu sehen als andere Menschen. Auch seine Uebung in den gesprochenen orientalischen Sprachen bereichert seine Tätigkeit: der erlebte Orient gibt eben doch Aufschlüsse wie keine Theorie, und die occidentale Büchergelehrsamkeit erscheint ihm deshalb in einem trüben Lichte. Er läßt übrigens der evangelischen Missionstätigkeit in Indien volle Gerechtigkeit widerfahren.***) Theologie zu lehren war er nie berufen, vielmehr mußte er sich in den großen Jesuitenschulen mit den verschiedensten anderen Materien befassen, mit Mathematik, Physik, Nationalökonomie; ja zuletzt in Dublin war er sogar Professor der Biologie, und alles dies hatte er nach Jesuitenbrauch in den verschiedenen Landessprachen vorzutragen. Gegenwärtig fesselt er immer noch einen großen bunten Zuhörerkreis durch seine Vorträge in der Waldenserkirche. Bei seiner Darstellung der Gottessohnschaft am Ostersonntag setzte er die ganze Wucht seiner Persönlichkeit ein und schloß mit dem anbetend dargebrachten Glaubensbekenntnis. Dies stand im scharfen Kontrast mit einer in jenen Tagen von Professor S. Minocchi hier in einer philosophischen Gesellschaft gehaltenen Rede, welche weder die Philosophen noch die Christen befriedigte, indem er, allerdings in feiner sympathischer Rede ungefähr sagte, das Christentum habe sich ausgelebt, da seine Dogmen einen überwundenen Standpunkt darstellten und seine Moral Gemeingut der Menschheit geworden sei. Mit vollem Bewußtsein setzte dagegen Bartoli seine ganze Kraft ein. Um seinen Standpunkt vollauf zu klären, benutzte er die Gelegenheit, welche ihm die Vera Roma bot, als deren Redaktion ihn mit warmen Worten zur Umkehr einlud. Er erwiderte durch die Waldenserwochenzeitung La Luce vom 17. April wie folgt:

> Zweimal haben Sie von mir gesprochen, und beide Male meinen Namen mit den Herren Murri, Minocchi und Loisy zusammengenannt. Die mir versprochene Fürbitte Ihrer Leser lehne ich keineswegs ab, im Gegenteil nehme ich sie dankbar an; wehre mich aber mit aller Kraft meiner Seele gegen die unwillkommene Geistesgemeinschaft mit jenen Herren, zu der Sie mich zwingen wollen. Ich bewundere Herrn Minocchi wegen seines Mutes, verwerfe aber seinen Positivismus. Mit Loisy habe ich nichts, auch gar nichts gemein, weil er kein Christ mehr ist. Die Tendenzen Herrn Murris achte ich, kann sie aber in keiner Weise billigen. Wer mich kennt, weiß, daß ich Antimodernist bin so sehr wie Pius X. und die Mitarbeiter der Vera Roma.

*) Eines seiner früheren Bücher ist von Franz Thoma vortrefflich ins Deutsche übersetzt: Erlebnisse eines Uebermenschen. 2 Bände. Mainz, Druckerei Lehrlingshaus 1905. 3,50, gebunden 5 Mk.

**) Torino, Fratelli Bocca 1909. 181 S. 2 Lire.

***) Vgl. seinen Aufsatz im Januarheft der Rivista cristiana. Er gründet sich da auf einen Artikel des Jesuiten J. B. Piolet im Correspondant vom 25. Juli und 10. August 1904: Les Missions étrangères protestantes.

Und in der Rede am Sonntag in Albis sagte er:

Wisset ihr, warum trotz der tiefen Beunruhigung der heutigen katholischen Priesterkreise so Wenige sich loszureißen vermögen? Hanno perduto la fede! Sie sind gänzlich zerfallen mit dem, was ihre Kirche ihnen zu glauben und zu betätigen befiehlt, ja sie glauben häufig nicht einmal mehr, daß ein Gott sei, noch an die Unsterblichkeit der Seele, und bleiben trotzdem, weil sie zu jedem großen Entschluß unfähig geworden . . .

Mit Wehmut hat dabei gewiß Mancher an den Barnabiten-Pater Semeria in Genua gedacht, von dem man weiß, daß seine Vorgesetzten ihm jegliche Tätigkeit, sogar den Katechismusunterricht verboten haben und der sich dennoch nicht zum Austritt entschließt.

Bei einer einschlägigen Unterhaltung hörte ich, daß im verflossenen Herbst in den Alpen-Tälern ein großes Ringen der Geister stattgefunden habe. Es galt eine positive Formel zu finden, mit der man hervortreten und gemeindebildend wirken könnte. Die Sache aber zerbröckelte sich, weil zu wenig wirklicher Glaube vorhanden war. Darauf erst tat Padre Bartoli den entscheidenden Schritt zu den Waldensern. Es ist uns hier deshalb sehr verständlich, daß derselbe den Gedanken gefaßt hat, den er einem Journalisten gegenüber aussprach, nämlich in Rom eine Università popolare di Religione zu gründen, falls es gelingt, die Mittel dafür zu finden. Der Gedanke ist genial, denn außer dem dürftigen Katechismusunterricht in der Sakristei erfährt heute kein heranwachsender Italiener mehr etwas vom christlichen Glauben, geschweige von den höheren Disziplinen der Religionswissenschaft. Das so mühsam erkämpfte fakultative Schulgesetz erweist sich, wie vorauszusehen, als eine Quelle neuer Reibungen und Irrungen, und die Kinder gehen leer aus.

Wie es nicht anders sein konnte, hat die Seligsprechung der Jungfrau von Orleans uns alle sehr erregt. Schon das äußere Schauspiel dieser ans Mittelalter gemahnenden Pilgerscharen, der für sie aufgebotenen Zaubermittel greller Malerei und feenhafter Beleuchtungen in St. Peter bei Musik und Glockenklang hatten etwas Betäubendes. Noch aufmerksamer aber wurde man bei der französischen Rede Pius' X. vor der gesamten Pilgerzahl, die, ein Hymnus auf französischen Patriotismus und katholische Glaubenstreue, mit dem päpstlichen Kuß auf die französische Fahne endete! Hier in Rom, wo der italienischen Fahne der Eintritt in die Kirchen streitig gemacht wird und man Gottesliebe und Vaterlandsliebe dem Italiener als unvereinbar entzweireißt! Da hielt Bartoli einen meisterhaften Vortrag. Auf dem düsteren Grunde des blutigen dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zeichnete er die Gestalt der jungen Heldin, die ahnend, tastend ein Neues verkörpert: die Liebe zu einem Vaterland, das sie mit dem Schwert erkämpft, um nach dem Sieg verkauft, verraten, von der Inquisition verbrannt zu werden. Furchtbar ernst wurde die Rede, als er nun bewies, daß durch die verspätete, überflüssige Beatifikation in keiner Weise die Inquisition verurteilt und verleugnet werde, daß sie vielmehr vollauf zu Recht bestehe:

Der Grund der Feier ist ein anderer, politischer. Die mit der Erfahrung vieler Jahrhunderte ausgerüstete Kirche rechnet mit langen Zeiträumen und schaut weit voraus. Sie erinnert sich einer anderen Republik vor hundert Jahren, die in ihrer Verderbnis zusammenstürzte und von einer starken Hand zur Monarchie gestempelt wurde. So sieht sie heute diese in Republikaner- und Nationalisten gespaltete Republik ihrem Verderben zutreiben. Jene der Religion abgewandt, diese dem römischen Glauben wie der Monarchie ergeben. Darum zog sie die Gestalt der gläubigen Jungfrau ans Licht, welche den König zur Krönung mit heiligem Oel in die Kathedrale von Reims geführt hat. Wenn auch diese Republik in ihrer Verderbnis zu Grunde gegangen sein und ein Bourbon oder Orleans sich die Krone aufgesetzt haben wird, dann wird sie sprechen: Ich habe dir die Heilige des Königtums, des französischen Patriotismus geschaffen, ehe du mich batest. Nun decke du mich mit deinem Purpurmantel, denn Kirche und Imperium gehören zusammen.

Als aber in privater Unterhaltung zur Sprache kam, daß die ganze Sache für unser Empfinden etwas Unzeitgemäßes, Vernunftwidriges hat, erklärte er es uns in der einfachsten Weise: Eine solche kirchliche Feier kostet 400 000 Franken, die Heiligsprechung sogar noch mehr. Diese setzt eine solche Menge von Menschen in Tätigkeit, daß von diesen immer wieder der Anstoß dazu ausgehen wird, abgesehen davon, daß es das beliebteste Mittel ist eine verstimmte Nation, wie gegenwärtig die französische, zu beschwichtigen, oder einem schmollenden Mönchsorden zu schmeicheln. Die, welche in erster Linie verdienen, sind die Maler und Arrazzirwirker, bei denen unzählige Bilder des neuen Seligen oder Heiligen bestellt werden, die Druckereien der Flugblätter und Andachtsbücher, die Verfertiger der Amulette, Münzen, Medaillen und sonstiger Kultus-Gegenstände usw. — Diese Interessenwelt, die uns so fern liegt, sollte man sich entschließen auch in Deutschland energischer mit in Rechnung zu ziehen, wenn man solche Erscheinungen abschätzt.

Ueber den Modernismus urteilt Bartoli, daß er sich überlebt habe, ja auch sogar für Italien nicht neu sei, vielmehr in Gioberti und dem Neocatolicismo seine Vorgänger habe. Aber selbst wenn dies so wäre, so verdienen seine gegenwärtigen Vertreter immerhin, daß man ihnen Beachtung schenkt, und andere Freunde trauen ihnen ein höheres Maß von positiven Gedanken und Glauben zu. So erfahre ich, daß Don Brizio Casciola, der schon früher hier humanitäre Stiftungen zu gründen versucht, in Oberitalien einem blühenden Waisenhause vorsteht und namens der Lega democratica nazionale ein Heftchen: Essenza del Christianesimo herausgegeben hat, so rein in der Lehre und so ernst in der Forderung der Bruderliebe, wie es der eifrigste Christ nur wünschen kann. Eines der neusten Dokumente aus diesem Kreise ist der Medioaevalismus von George Tyrrell, eine Antwort an den Kardinal Mercier von Brüssel, welche mir in der italienischen Uebersetzung vorliegt (Biblioteca di Nova et Vetera). Es ist ein von warmem christlichen Empfinden durchdrungenes Buch, in welchem sich Tyrrell — was den Papst betrifft — auf den uns bekannten altkatholischen Standpunkt stellt, sonst aber sich durchaus von dem Bewußtsein getragen zeigt, treu zu der Ueberzeugung der Gesamtheit zu stehen: „denn das religiöse Leben ist Quell und Prüfstein der doktrinellen Wahrheit, die Erfahrung der Beweis für die Theorie." Seine ganze weitläufige Auseinandersetzung aber schließt er mit dem auch für uns lehrreichen Bekenntnis:

Mein Glaube an die Kirche, wenn auch von dem Ihren (Merciers) verschieden, ist ebenso blind wie der Ihre. Es ist ein Teil meines Glaubens an die Menschheit, der eine so wenig hoffnungslos als der andere. Schon das Wort Katholik ist Musik in meinen Ohren und ruft vor meine Augen das Bild der ausgebreiteten Arme dessen, der für den ganzen Orbis Terrarum starb. Wenn die römische Kirche mich anzieht, so geschieht es, weil sie trotz des in ihr herrschend gewordenen Sektengeistes dennoch ihre Grundprinzipien nicht verleugnen kann; und weil sie tatsächlich die älteste und weiteste Genossenschaft ist, in der sich die christliche Erfahrung der Menschheit gesammelt: dasjenige was sich dem fernen Ideal einer universalen (katholischen) Religion am meisten nähert. Ja ich schöpfe sogar aus der gegen die Kirche erhobenen Anklage des Heidentumes die um so sichrere Gewißheit, daß alle Strömungen der religiösen Tradition aus den ältesten Zeiten und den verschiedensten Orten der Erde in ihrem Busen zusammengeflossen sind, um durch den lauteren Quell des Evangeliums Christi gereinigt zu werden. So sehr ich die Wahrheiten und Prinzipien achte, aus denen der Protestantismus hervorgegangen ist, erkältet mich dennoch seine Un-Menschlichkeit (inumanità), seine zu Tage liegende Härte (severità), sein unbeugsamer Rationalismus. Wenn er einen Teil des menschlichen Geistes, vielleicht den höheren, nährt, verarmt durch ihn der andere. Die Religion für alle Menschen muß die Religion des ganzen Menschen sein, katholisch in ihrer Weite und ihren Zielen . . . Ich bleibe in der Kirche, weil ich die Rolle des Deserteurs verabscheue . . . Wer kann mich von ihr scheiden? Nicht zwanzig Päpste noch tausend Exkommunikationen.

Liegt hier die Erklärung, warum die Modernisten samt und sonders entschlossene Feinde der Evangelischen sind? vielleicht weil sie in ihnen, ungeachtet ihres edelmütigen Verhaltens die eigentlichen Gegner sehen? Bibel gegen Kirche? Von Tyrrell wird erzählt, er habe einmal bei einer tiefgehenden Erörterung die Bibel von sich geschleudert mit den Worten: The religion of the book! Ich vermute, daß z. B. die Frommen unter den Mitarbeitern des Mailänder Rinnovamento diese Empfindungen teilen, während die kritischen Geister immer weiter nach links getrieben werden. Deshalb betrachtet Bartoli die Bewegung als erschöpft, im Gegensatz zu ihrem treuen Vorkämpfer Paul Sabatier, welcher in den drei in wundervollem Französisch in London gehaltenen Vorträgen über die Modernisten*) sie

*) Les Modernistes. Notes d'histoire contemporaine. Paris, Fischbacher. (Mit ausführlichem Anhang von Dokumenten.) 310 S. 3,50 Frcs.

hoffnungsvoll in aufsteigender Linie sieht. Wenn er sagt: La crise actuelle ne tuera pas l'église, elle la transformera. Le catholique de demain ne sera plus un sujet, il sera un citoyen, so würde Bartoli ihm antworten, was er in seinem Buch den Modernisten sagt: „Die römische Kirche ist, wie sie ist, oder sie hört auf zu sein." Daß Pius X. die leibliche Verkörperung dieser Unbeweglichkeit sei, gibt auch Sabatier zu in der meisterhaften Schilderung dieses „eigensinnigsten, wenigst zu beeinflussenden Papstes, den Rom seit einem Jahrhundert gehabt." Er hält bloß die sich jetzt regenden Kräfte für mächtiger.

Auf die Frage, warum in diesem Geisterkampf plötzlich hervorragende Männer, führende Zeitungen verstummen, erhält man die Antwort, daß der Vatikan große Summen geopfert habe, um sie zum Schweigen zu bringen; ja Einer wird genannt, der, bei einer namhaften Modernisten-Zeitschrift und einem päpstlichen Blatt gleichzeitig tätig, einen Monatsgehalt bezieht, um sich still zu verhalten! Um so mehr empfand die Kurie die Notwendigkeit einer eignen Presse, welche sie neuerdings gründete. Wie unlauter und gefährlich diese ist, darüber bietet ein Aufsatz im Märzheft der Süddeutschen Monatshefte von Spektator novus erschreckende Aufschlüsse.

Daß es noch andere Konflikte innerhalb des Katholizismus gibt, lehrt das Büchlein Un prêtre marié vom Abbé Houtin.*) Von der Unsittlichkeit der Priester ist seit Menschengedenken die Welt voll, und stillschweigend wurde das vor einigen Jahren eingestanden, als man an zustehender Stelle die Frage erörterte, ob das Zölibat wenigstens für Süd-Amerika aufzuheben sei; was dann doch nicht geschah. Mit welchen Kämpfen, welchen Leiden es verbunden ist, wenn denn reine Empfindungen edler Menschen sich ängstlich verbergen müssen, davon zeugt die vorliegende Veröffentlichung. Es sind Dokumente, die Herr Loyson (Père Hyacinthe) besaß und dem Autor zum Druck übergab. Der Held der Tragödie, wenn man so sagen darf, ist der Kanonikus Charles Perraud, Bruder des Bischofs von Autun. Mit Trauer hatte er seinen innigsten Jugendfreund und Studiengenossen, den Abbé Henri Perreyve im 34. Jahre als Professor der Kirchengeschichte sterben sehen:

Die geistigen Anstrengungen und eine tiefe reine Liebe verzehrten seine zarte Gesundheit. Er liebte die reizende Tochter eines verstorbenen Freundes, die er hatte heranwachsen sehen. Oft sagte er in Verzweiflung: Es gibt also keinen Ort, wo man sich als katholischer Priester verheiraten darf! Sterbend bat Perreyve dringend das geliebte junge Mädchen noch einmal sehen zu dürfen. Die Mutter, welche die Art seiner Zuneigung kannte, befragte darüber den Beichtvater und dieser verbot aufs strengste den Wunsch zu erfüllen. Sein Todeskampf war deshalb um so härter ...

Als die hierauf erschienene Biographie dies gänzlich verschleierte, urteilte Charles Perraud, es sei dies ein absichtliches Irreführen der zum Priesterstande neigenden Jünglinge. Bald mußte er indessen im eigenen Gemüt ähnliche Kämpfe erfahren, denn er begann zu einer seiner Beichtkinder eine tiefe Neigung zu empfinden. Von dem vatikanischen Konzil, dem er ohne Anteil gegenüberstand, hoffte er merkwürdigerweise dennoch, es werde den Zölibat abschaffen. Mittelbar verständigte er darüber den so hochverehrten Döllinger. Dieser aber antwortete kurz: „Im ganzen kirchlichen Altertum findet sich nicht ein Beispiel von einem nach der Ordination verheirateten Priester." So stand er ratlos dieser stets wachsenden Neigung gegenüber, welche vollauf von der Dame, einer dreißigjährigen Witwe geteilt wurde, der nach dem Gatten der Tod auch das einzige Kind entrissen. Beide rangen mit ihrer Liebe, bis sie übermächtig wurde; dann befragten sie Herrn Loyson. Der urteilte, ihre Pflicht sei, sich entweder gänzlich zu trennen, oder sich einfach und ehrbar trauen zu lassen wie andere Leute. Zu beidem fehlte ihnen der Mut. Sie vermählten sich also feierlich allein vor Gottes Angesicht. Ein starker Beweggrund hierfür war die Furcht, dem Bruder, dem Bischof von Autun zu schaden, was auch von jeder weiteren Annährung an die eben entstandene frei-katholische Gemeinde Loysons in Genf abhielt, obgleich dieser dort vor aller Welt mit seiner amerikanischen Gattin eine ehrbare und glückliche Ehe führte. Wie es nicht anders sein konnte, litten die beiden hochgesinnten Menschen schwer unter der selbstgeschaffenen schiefen Stellung. Unbeschreiblich rührend ist das Ende der frommen Frau, der ihr Priester-Gatte die Sakramente reichte und ... sterben half.

Wer könnte ohne tiefsten Herzensanteil solche Kämpfe beobachten! Bewunderungswürdig ist das allen Stürmen trotzende Heimatgefühl für die Kirche, welches uns immer wieder von katholischer Seite entgegentritt. Da liegt die eigentliche Tragik für jene Tapferen, die sich losreißen. Sollte gar wahr werden, was sie ahnend schauen: ein in fünfzig Jahren dem Evangelium gewonnenes Italien, so wolle Gott der evangelischen Kirche Gnade geben, daß sie mit hellbrennender Fackel den Brüdern den Weg zu weisen vermöge zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes in dem Einen, der sie ganz frei macht und Weg, Wahrheit und Leben ist.

Maria Sell

*) 2. éd. 1908. Paris, chez l'auteur, 18 rue Cuvier.

Jubelfeier des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

Im Jahre 1876 veröffentlichte der schweizerische Pfarrer Ernst Buß seine von der Haager Gesellschaft zur Verteidigung des Christentums gekrönte Preisschrift über „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung." Sie gab den Anstoß zur Gründung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins, die im Jahre 1884 erfolgte. Die freier gerichteten Kreise der schweizerischen und deutschen evangelischen Kirchen sammelten sich in ihm, um in ihrer Weise nach der ihnen richtig erscheinenden Methode unter den Kulturvölkern Asiens das Evangelium auszubreiten. Das aus frommer Begeisterung geborene Werk fand von vornherein in den Kreisen unsers Volkes allerlei Schwierigkeiten und in jenen Schichten, von denen bis dahin die evangelische Mission getragen war, fast nur Ablehnung, Kritik und Geringschätzung. Doch haben alle Schwierigkeiten und Feindseligkeiten das Unternehmen weder in seinem Entstehn noch in seinem Fortgang vernichten können. Nunmehr schaut der Verein auf eine Geschichte von fünfundzwanzig Jahren zurück, — wohl eine kurze Spanne Zeit für ein so umfassend gedachtes Werk, aber doch immer eine Frist, die zu einer besonderen Würdigung des Gewollten und Erreichten auffordert, wie sie im letzten Jahrgang der Christlichen Welt (Nr. 16—18) von Lueken in ansprechender Weise dargeboten worden ist.

Auch die Jubelfeier des Vereins, die vom 20.—22. April in Berlin stattfand, gestaltete sich zu einem treffenden Ausdruck und zu einer willkommenen Würdigung seines Wesens und seiner Bedeutung. Eine Volkstümlichkeit, wie einzelne der ältesten Missionsgesellschaften sie besitzen, hat er freilich noch nicht zu gewinnen vermocht. Aber seine Tätigkeit findet doch nicht bloß bei Theologen, sondern auch in gebildeten Schichten unseres Volkes, zumal bei denen, die für die Kolonialpolitik Interesse haben, allmählich immer mehr Verständnis.

Manche hatten es für ein Wagnis erachtet, Berlin als Festort zu wählen, und erwartet, man werde in Weimar tagen, dessen Fürstenhaus dem Verein durch das übernommene Protektorat besonders eng verbunden ist. Doch hat die Reichshauptstadt, die den Sitz des Vereinsvorsitzenden und geschäftsführenden Ausschusses und eine ganze Reihe liberaler Kirchengemeinden in sich schließt, mit Erfolg alles getan, was eine wohlgelungene Jubelfeier sicherte. Die Vorbereitungen waren mit großer Umsicht und Geduld getroffen, die wirksamen Kräfte mit Geschick herangezogen: die sämtlichen Veranstaltungen des bei aller Reichhaltigkeit einheitlichen Programms vollzogen sich in ansprechendster Weise, pünktlich, stimmungsvoll und ohne Mißklang. Waren die intimen Verhandlungen des Zentralvorstandes und der Delegiertenversammlung trotz aller Schwierigkeiten und zuweilen auftretenden Meinungsverschiedenheiten von dem Geiste des Friedens und der brüderlichen Verständigung getragen und unter der umsichtigen, ruhigen Leitung D. Kinds besonders geeignet, das Bewußtsein des großen, gemeinsamen Zieles in Allen zu beleben und zu stärken, so ließen die öffentlichen Versammlungen manchen

charakteristischen Einblick tun in das Wesen und die Zwecke unsers Vereins, in seine Geschichte und seine gegenwärtigen Aufgaben, in die Stimmung und Gesinnung, die unsere Missionsfreunde durchdringt und zusammenhält.

Der Festgottesdienst mit seinen Liedern und Gebeten gab der demütigen Dankbarkeit und der freudigen Hoffnung lebendigen Ausdruck. In der geistvollen und gedankenreichen Predigt Rittelmeyers über Joh. 17, 3 ff. verband sich die Stimme tiefpersönlicher Glaubenserfahrung mit den Klängen weltumspannenden Tatendrangs, die Mahnung zu ernstester Selbstprüfung mit dem Bekenntnis und der frohen Hoffnung freier Frömmigkeit, das Bewußtsein großer irdischer Aufgaben mit dem innigen, kraftvollen Verständnis der Person Jesu. Die drei gut besuchten öffentlichen Volksversammlungen haben alle Teilnehmer voll befriedigt und tiefen Eindruck gemacht. In Kellers Neuer Philharmonie sprach Pfarrer D. Kirmß bei seiner Begrüßung Worte herzlicher, dankbarer Erinnerung an drei heimgegangene, hervorragende Mitarbeiter und Führer: Ritter, Arndt und Pfleiderer. In klarer, warmer Darstellung und bewundernswerter Beherrschung der deutschen Sprache redete der japanische Student Masaharu Sasaki über „Die Zukunft des Christentums in Japan." Mit beneidenswerter Frische, Anschaulichkeit und Volkstümlichkeit schilderte Pfarrer Pfister-Zürich den „Sonnenaufgang in China, das Erwachen eines Riesenvolkes." Das ausgezeichnete, zu Herzen gehende Schlußwort sprach Pfarrer Alfred Fischer. Den andern, gleichzeitigen Versammlungen, in denen D. Fischer, Professor Schmiedel, Pfarrer Wendt, Lic. Bittlinger und Pfarrer Luther, Lic. Munzinger, Masaharu Sasaki und Pfarrer Rohde eine große Zuhörerschaft fesselten, konnte ich naturgemäß nicht beiwohnen. Die musikalischen Einlagen waren trefflich. Nur Eines habe ich in den öffentlichen Volksversammlungen vermißt: den gemeinsamen Gesang der festlich Versammelten.

Zu einer imposanten Kundgebung gestaltete sich die öffentliche Generalversammlung am 22. April. In ihrer lichtvollen, treffenden Klarheit und schlichten Sachlichkeit machte die Eröffnungsrede des Präsidenten D. Kind einen vorzüglichen Eindruck. Auch seine Antworten auf die verschiedenen Begrüßungsansprachen waren schlagfertig und gehaltvoll. Solche Begrüßungsansprachen wurden gehalten: im Namen des preußischen Oberkirchenrats von Propst D. Kawerau; für das Brandenburger Konsistorium von Konsistorialrat Dr. von Rohden; für die Weimarische Kirchenbehörde vom Geheimen Kirchenrat D. Spinner; für die Berliner theologische Fakultät von Professor D. Holl, für das Reichsmarineamt vom Korvettenkapitän von Brüninghausen, für den Protestantenverein von Herrn Weidner. Auch Generalsuperintendent Köhler und ein Vertreter des Braunschweigischen Zweigvereins redeten noch freundliche Worte. Schriftliche, warme Glückwünsche hatten der Vorstand der Brandenburgischen Missionskonferenz und der erkrankte Generalsuperintendent Propst D. Faber gesandt.

Alle diese Begrüßungen zeugten in ihrer charakteristischen Mannigfaltigkeit und wohltuenden Herzlichkeit ebenso von dem Geist und der verständnisvollen Freundlichkeit der Begrüßenden, wie von der wachsenden Bedeutung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins. Eine wertvolle und hoffnungsreiche Darstellung dessen, was unser Verein mit seinem stillen Wirken und in seiner statistisch wenig meßbaren Methode draußen tatsächlich erreicht hat und bedeutet, gab ein Brief unsers in Japan wirkenden Missionssuperintendenten Schiller, eines vorsichtigen, auch mit allen Nöten wohlvertrauten Beurteilers. Mit Recht knüpfte D. Manchot an die Verlesung dieses Briefes die feine und richtige Bemerkung, daß das Missionswerk allein unter dem Völker- und Rassenringen der Gegenwart den Glauben an die Menschheit und ihre innere Einheit aufrecht zu erhalten geeignet sei. Endlich entwickelte in seinem einstündigen, fesselnden und großzügigen Hauptvortrag über den „Umschwung im chinesischen Bewußtsein und die Aufgabe der evangelischen Mission" Lic. Dr. Rohrbach ähnliche Gedankenreihen, wie die Leser der Christlichen Welt sie aus seiner Feder ungefähr gleichzeitig haben entgegennehmen können (vgl. Nr. 16 f. d. J.)

Brachte Rohrbachs Hauptvortrag in überzeugender Weise den charakteristischen Grundsatz unsers Missionsvereins zur Geltung, daß man, um den Geist echten, freien Christentums in Ostasien auszubreiten, vor allem die geistigen Kräfte und tatsächlichen Fragestellungen der dortigen Kulturvölker verstehen und, soweit man könne, anerkennen und beeinflussen müsse, so hatte man bereits vorher in den Verhandlungen des Zentralvorstandes Stellung zu der wichtigen Frage nehmen müssen, ob für ein Wirken in diesem Sinne die theologische Schule in Tokio, die nach den Breslauer Beschlüssen des letzten Herbstes eingegangen war, unerläßlich sei oder nicht. Daß die aufgehobene Anstalt segensreich gewirkt hatte, daß sie nur in Folge einer durch sachliche und persönliche Verhältnisse geschaffenen Zwangslage aufgehoben sei, darüber war man einig. Aber auseinander gingen die Meinungen, ob man sie sofort oder doch möglichst bald wieder eröffnen solle, oder ob bei der gegenwärtigen, allgemeinen Sachlage in Japan andere Unternehmungen und Wege sicherer und rascher der gleichen Tendenz dienen würden als die Aufrechterhaltung einer eignen theologischen Schule. Man einigte sich endlich in dem vorsichtigen und nach keiner Seite hin präjudizierenden Beschlusse, den geschäftsführenden Ausschuß zu beauftragen, daß er im Einvernehmen mit den jetzigen und früheren Missionaren gründlich die Frage erwäge, in welcher Form die durch die bisherige theologische Schule angestrebten Ziele mit Aussicht auf Erfolg weitergefördert werden könnten.

Zu einer eingehenden Erörterung kam in Anlaß eines konkreten Falles auch ein anderes gerade für unsern Verein von Anfang an bedeutsames Problem, nämlich in wie weit es zweckmäßig und wünschenswert sei, daß die von uns ausgesandten Missionare zugleich den deutschen Diasporagemeinden des Auslandes als Pfarrer dienen. Das Für und Wider wurde ernstlich erwogen, eine grundsätzliche Aenderung der bisherigen Praxis aber nicht beschlossen und eine möglichst befriedigende Lösung der zur Zeit schwebenden Angelegenheit in Aussicht genommen.

Daß die Uebernahme und Neuregelung des deutsch-chinesischen Schulwesens in Kiautschou durch das Reich wichtige Folgen für die Tätigkeit unsers Vereins hat, ist selbstverständlich. Man mag einzelne dieser Folgen bedauern. Aber man wird doch einsehen müssen, daß dieser Gang der Entwicklung naturgemäß ist, und man wird sich freuen können darüber, daß er die Wiedererweiterung des bewährten Faberhospitals und die Verlegung der Mädchenschule in das freiwerdende Seminar ermöglicht.

Ein erhebender Erfolg der Jubelfeier, der die Herzen von schweren Sorgen erlöste und zu innigem Danke stimmte, war die Tatsache, daß die eingegangenen Jubiläumsgaben die stattliche Höhe von etwa 44000 Mark erreichten und mit einem Schlage das schwerlastende Defizit fast ganz beseitigten. Man wird es nur begrüßen können, daß der verdiente und umsichtige Schatzmeister des Vereins, Herr Thieme-Charlottenburg, als Grundsatz für das fernere Vorgehn proklamierte: „Keine neuen Ausgaben ohne die entsprechenden Deckungen." Aber um so mehr wird, wenn unsre Mission Erfolg hat und Erfolg haben soll, darauf zu dringen sein, daß für notwendige neue Arbeiten und Pläne auch neue Mittel vorhanden sind.

Tüchtige Kräfte sind in unserm Verein vorhanden. Auch unter dem theologischen Nachwuchs können wir auf zahlreiche Mitarbeiter rechnen. Ob die Organisation und Geschäftsordnung des Vereins vielleicht nach den gemachten Erfahrungen und erreichten Erfolgen gewisser Aenderungen bedarf, soll in der nächsten Zeit untersucht werden. Dringend wünschenswert ist, daß unsre Freunde noch mehr Zusammenhang und zielbewußten Eifer in ihrer Tätigkeit entfalten und nicht bloß in den gebildeten Schichten unseres Volkes immer mehr Verständnis erwecken, sondern auch versuchen, die heimatlichen Gemeinden zu Trägern unserer Missionsarbeit zu machen. Es gibt noch mancherlei Gebiete und Wege, die beachtet und bearbeitet sein wollen. Zur Vorbereitung einer systematischen Werbearbeit wurde deshalb ein besonderer Ausschuß gebildet. Auch wurde für Vortragsreisen und Propagandatätigkeit Rohrbach für ein weiteres Jahr gewonnen.

Als ein wesentlicher und notwendiger Fortschritt ist es zu begrüßen, daß der neu eingetretene, selbst aus einer Missions-

familie stammende Vereinssekretär Lic. Witte im Unterschied von seinen Amtsvorgängern lebenslänglich und mit dem Rechte auf Pension angestellt worden ist. So gewiß die bisherige Ordnung, wie auch die diesmaligen Verhandlungen zeigten, darin einen Nutzen gebracht hat, daß wir in den bisherigen, verdienten Sekretären mehrere tüchtige, eingearbeitete Kräfte besitzen, so gewiß ist es doch nun mit Freuden zu begrüßen, daß durch die Neuregelung das Sekretariat als Lebensstellung für unsere Mission noch fruchtbarer werden kann als bisher. Aus demselben Grunde wurde der neuangestellte Sekretär sofort, zugleich mit Professor Weinel und Lic. Dr. Rohrbach, in den Zentralvorstand aufgenommen, während der verdiente Präsident, Pfarrer Kind, und die bisherigen Mitglieder Pfarrer Manchot, Pfarrer Pfister und Pfarrer Weber wiedergewählt wurden. Die wegen Arbeitsüberlastung ausscheidenden Professoren Bassermann und Harnack wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Nach allen den Sorgen und Nöten, durch die unser Verein — auch in den letzten Jahren — hindurchgegangen ist, haben wir im wahren Sinne des Wortes ein Dank- und Jubelfest feiern können. Bei allen den harmonischen Verhandlungen und stimmungsvollen Feiern hatte man das lebhafte Gefühl: Gott hat bis hierher geholfen, er hat unser Missionswerk gesegnet, daß wir nicht vergeblich gearbeitet haben; er hat ihm neue und große Aufgaben gestellt!

Vergleicht man, was andre Missionsgesellschaften, auch die berühmtesten, nach den ersten 25 Jahren ihrer Tätigkeit erreicht hatten, so braucht sich der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein seiner scheinbar so geringen Erfolge nicht zu schämen, zumal seine Eigenart und seine Methode es mit sich bringt, daß das Erstrebte und Erreichte einer äußeren Berechnung und Statistik weniger zugänglich ist.

In der Heimat ist es ihm gelungen, alle verschiedenen Gruppen und Schattierungen des freieren kirchlichen Christentums zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen und mit der Zeit auch den Gegnern Achtung abzunötigen. Die freundliche Begrüßung von Seiten der kirchlichen Behörden und der Brandenburgischen Missionskonferenz hatten deshalb in diesem Fall größere Bedeutung als sonst. Und wenn bei der Begründung des Instituts für ärztliche Mission auch unser Verein von den andern zugezogen worden ist, so darf man vielleicht hoffen, daß er bald auch endlich zu der Kontinentalen Missionskonferenz in Bremen seinen Vertreter senden darf.*)

Was aber die Arbeit und Bedeutung unsers Werkes draußen anlangt, so waren in den Jubiläumstagen drei Stimmen besonders wichtig und wertvoll: das freudige und zuversichtliche Zeugnis des japanischen Studenten Masaharu Sasaki, der hoffnungsvolle Brief des vorsichtig abwägenden Missionssuperintendenten Schiller und die überaus sympathischen Worte des Vertreters des Reichsmarineamts, der für die Grundsätze und die Methode unseres Vereins wie für seine Erfolge und die Tätigkeit seiner Sendboten auf Grund eigner Beobachtung und Erfahrung hohe Anerkennung und Bewunderung äußerte. Solche Zeugnisse aus der Wirklichkeit des Lebens und der Arbeit heraus sind die willkommensten und dankenswertesten Gaben bei einem Jubelfest.

Wilhelm Bornemann

Zur Frage der „Gemeinschaften"

1. Volkskirche oder Freikirche?

Die verschiedenen Fragen, die hier erwogen werden, scheinen sich mir in die eine Frage aufzulösen: Soll „Volkskirche" sein oder nicht?

*) Möchte dem Verein nunmehr auch die rückhaltlose und einmütige Unterstützung unsrer Leser und Freunde zufallen. Niemand braucht darum alte Beziehungen zu andern Missionen abzubrechen: Liebe vermag Vielen zu dienen. Aber dieser Verein steht uns näher als irgend eine andre Mission. Und er hat durch Beschlüsse wie den auf Wiedereröffnung der Theologischen Schule in Tokio gerichteten und durch Anstellung des lebenslänglichen Sekretärs neuerdings bewiesen, daß er ernstlich voranwill. R

Wenn ja, so ist nicht einzusehen, wie man Strömungen aus der Volkskirche herauswünschen kann, deren Bedeutung, Frömmigkeit, Ernst man doch selbst anerkennt.

In einer „Freikirche" nach angelsächsischem Muster wäre es verständlich. Weshalb sollte nicht neben der unseren eine andere Gemeinschaft religiöser Natur sich bilden?

In unsern „halbkatholischen" Landeskirchen ist die Frage doch nicht so einfach. Denn außerhalb der Landeskirchen ist bei uns zwar noch ein abstraktes Heil, aber keine konkrete Arbeitsmöglichkeit und vor allem auch keine Konkurrenzmöglichkeit.

Durch Steuern der Gesamtbevölkerung (respektive Hinterlassenschaften und Stiftungen der Gesamtbevölkerung) wäre eine Gemeinschaft da: die „Landeskirche", daneben sollten die dissentierenden Richtungen ohne Mittel eigene Organisationen errichten. Der Bürger sollte erstens durch Staatssteuern (und Ueberlassung der gesamten Sammlungen seiner Voreltern) eine ihm feindliche Gemeinschaft erhalten — die „Landeskirche" —, daneben zweitens durch besondere, in ihrer Höhe jene beiden Faktoren gleichzeitig aufwiegende Extramittel eigene, sozusagen Liebhaberkirchen!

Es scheint mir nicht vornehm, solche Vorschläge zu machen. Es sieht aus, als wolle man zum Schaden den Spott hinzufügen: Wir bitten euch höflichst zuzusehen, ob ihr durch verfünffachte Auflagen unsern Vorsprung an Staatsunterstützungen und Vermächtnissen einholen könnt.

Dies scheint mir also zunächst eine Taktfrage zu sein.

Darin eingewickelt doch auch eine sachliche: eben die zu Anfang aufgestellte: Soll „Volkskirche" sein oder nicht? Will man die Entwicklung im Rahmen einer historisch eingewurzelten und alles religiöse Leben umfassenden Kirche, oder will man die Entwicklung in verschiedenen neben einander hergehenden gleichberechtigten (vom gemeinsamen Erbe der Vergangenheit zehrenden, und aus den gemeinsam bezahlten Staatssteuern unterstützten) freien Gemeinschaften?

Will man die Volkskirche, so muß man der Lage der religiösen Dinge, wie sie nun einmal ist, (der ungemein entwickelten Differenziertheit unserer religiösen Bedürfnisse vor allem) noch in ganz anderer Weise Rechnung tragen als bisher. Denn man muß es dann geradezu eine Hauptsorge der Kirche sein lassen, sich zu assimilieren, was nur irgend assimilierbar ist, damit die Gestaltung, welche aus der neuen Mischung hervorgehen will, noch innerhalb des volkskirchlichen Rahmens sich bilden kann. Man müßte also alles tun, um sich die Sekten einzugliedern, statt den Versuch zu machen, das, was davon selbst noch in der Landeskirche bleiben will, mit freundlichen Vorschlägen hinauszudrängen.

Das römische Heidentum hat die verschiedenen religiösen Richtungen einer Zeit, die der unseren vielleicht nicht unähnlich war, besser zusammenzuhalten vermocht, und dadurch wesentlich zur Entstehung des Christentums als Weltreligion beigetragen. Und auch der vorreformatorische Katholizismus verstand es, sich wenigstens eine große Zahl von Sekten als Orden und Klöster einzuverleiben.

2. Eine Zwischenrede

Wunderbarer Weise pflegen uns solche historische Parallelen aus Zeiten der Hoffnung und Erwartung mehr zu schrecken als zu erheben. Es ist, als möchten wir uns damit nicht zufrieden geben, zu leben um eines zukünftigen Gutes willen statt aus einem gegenwärtigen Besitz. Aber ob nicht gerade hierin ein gutes Stück religiöser Psychologie umschrieben ist: Leben aus einer gegenwärtig gefühlten Zukunft? —

Viele würde es schon trösten, wenn man ihnen sagte, es sei selbstverständlich, daß jene Schöpfung aus den neu vor unserm Auge überall sich mischenden Elementen nur ein klareres deutlicheres kräftigeres selbstbewußteres Christentum sein würde. Es ist das historisch sogar wahrscheinlich; nur gerade religiös sollten wir es ablehnen, solche Gedankengänge überhaupt mitzugehen, die Frage, ob die Lösung der gegenwärtigen Krise noch „Christentum" sein werde, überhaupt zuzulassen. Denn nicht zum „Christentum" sind die berufen, welche berufen sind, sondern den Geist Christi zu haben, der ein Geist letzter Wahrhaftigkeit ist und nicht duldet, nach dem Namen der Wahrheit zu fragen, in die

er uns führt.

Ebenso wird dieser selbe Geist auch ablehnen, sich durch neue Worte für alte Dinge irren zu lassen, wie es die Worte „Arbeit“ und „Arbeitsfähigkeit“ sind.

Was man nämlich auch unter dem Begriff einer religiösen Arbeit oder Arbeitsfähigkeit verstehen will, so sind zwei Dinge klar: Einmal, daß noch keine religiöse Gemeinschaft Ketzer aus einem anderen Grunde verbrannt hat, als weil sie ihre Arbeit und Arbeitsfähigkeit bedrohten. Auch Christus wurde aus diesem Grunde gekreuzigt. Ferner pflegt eine Gemeinschaft ihre Arbeit erst dann und gerade dadurch gestört zu finden, daß andere Gemeinschaften energischer arbeiten und eine stärkere Arbeitsfähigkeit beweisen.

3. Die Sektenfrömmigkeit und das Eine Ideal

Wir werden doch von allen Seiten darauf zurückgewiesen, den eigentlichen Grund unsrer Bedenken gegen die Gemeinschaften in gewissen Stimmungseindrücken zu sehen, die uns einen etwaigen Sieg der Gemeinschaftsfrömmigkeit in der Kirche als eine unerträgliche Aussicht erscheinen lassen.

Es ist das erstens eine gewisse dogmatische Verknöcherung, die wir in den Gemeinschaften empfinden.

Ich fürchte, hier sind wir einem Phantasiefehler verfallen: wir sind selbst so stark dogmatisch interessiert — unsere ganze Arbeit liegt ja zum allergrößten Teil auf diesem Gebiet —, daß wir die Gleichgültigkeit gegen diese Arbeit als Verknöcherung fühlen. Denn allerdings wer dagegen gleichgültig ist, wie sollte dem groß daran liegen, wie man auf diesem Gebiet am besten und richtigsten ausschreitet: was liegt denn daran! Die Ehrfurcht der Gemeinschaften vor dem Dogma scheint mir eher etwas von dem fast ironischen Ton zu haben, mit dem Luther sich vor den großen „Hauptartikeln“ des christlichen Glaubens verneigt. Wenn die ganze intellektualistische Luft verweht sein wird, die auch unsre Arbeit an „dieser und jener Lehrauffassung“ durchhaucht, an deren Stärke wir also mitschuldig sind, so wird auch das anders werden.

Dann aber und vor allem plagt uns ein Gedanke und Eindruck, der um so stärker in uns ist, als er sich für uns mit einem Hebelgedanken der Reformation vermählt hat und wir noch wunderwenig mit der Einsicht vertraut sind, daß auch die wichtigsten und folgereichsten Gedanken ihre Wahrheit von Grund aus erschöpfen — zu Ende gedacht sein können.

Der Eindruck ist dieser, daß in diesen Gemeinschaftskirchen der Zukunft — wenn etwa die Zukunft sie heraufführen sollte — Viele von uns sich nicht mehr wohl fühlen würden: wir würden nicht mehr positiv mitarbeiten, wir würden jedenfalls kein Amt in ihnen bekleiden mögen.

Weshalb? der Grund wäre schwer zu formulieren. Zu eng! zu wenig allgemeine Interessen! zu wenig Kultur! zu wenig Freiheit. Das ist nicht das Ideal von Religion, das wir Allen vorhalten könnten.

Aber weshalb soll es das auch sein? Wir verlangen doch auch nicht von Allen, daß sie Künstler sein und alles ästhetisch ansehen sollen. Wir würden uns zwar freuen, wenn ein gewisses Maß von Kunstverständnis und -gefühl allgemein würde. Aber wir fordern deshalb nicht, noch wünschen wir es auch nur, daß Alle die Welt ansehen sollen, wie sie ein Künstler wohl oder übel ansehen wird, der auf seine besonderen Probleme gespannt ist und in gewisser Weise sein muß.

Und hier ist es, daß uns jener reformatorische Gedanke in die Quere kommt. Es darf keine Ausnahmereligion oder -sittlichkeit geben. Sonst gibt es eben — „Möncherei“.

Ein Gedanke, der ja unsre Kultur ganz beherrscht. Bis in burleske Albernheiten hinein — denn die eine Sittlichkeit erheischt das eine Recht, den einen Prozeßgang, die eine Strafe; Geister von einer überzarten Sensibilität werden demselben Verhör unterworfen, das Anderen ein Extra-Spaß ist, oder zu derselben Arbeit verurteilt, die Anderen eine Verbesserung der Existenzbedingungen bedeutet. Um der „Gerechtigkeit“ willen!

Aber der Gedanke der einen Sittlichkeit und des einen Ideals ist schlechthin zu Ende gedacht. Man begegnet auf diesem Wege keiner Vernunft mehr.

Es ist eine tiefere Wahrheit jene, die keimhaft enthalten ist in dem paulinischen: „Ein Geist, aber viele Gaben“, — Ein Geist, aber viele Arten ihn aufzufassen viele Wege, ihm nahezukommen. „Ein Geist, aber viele Aemter“, viele Arten, besondere Auffassungen darzulegen und durchzusetzen.

Es ist, wenn es mir erlaubt sein soll, mich sehr parador auszudrücken, keine religiöse Pflicht, religiös zu sein. Es ist keine Pflicht von Gott her, sich im besondern der Darstellung der religiösen Kulturkritik zu widmen.

4. Vorbildlich und Stellvertretend

Es gibt eben — um weniger parador und dafür mehr deutlich zu sein — zwei sehr von einander verschiedene Bedeutungen des Wortes „religiös“.

Hinter diesem manchmal etwas ärmlichen Leben ein starkes Gottleben sehen, fühlen oder auch nur ahnen, dessen Glanz und dessen Wuchtigkeit sich denen mitteilt, die es zu sehen oder zu ahnen vermögen, mit diesem Leben in irgendwelchen realen Beziehungen sein, sich von ihm das eigene Leben reinigen, richten und aufrichten lassen, — das etwa mag „religiös“ in dem einen mehr praktischen und allgemeingültigen Sinne des Wortes sein.

Es gibt aber daneben einen anderen mehr prägnanten, fast technischen Sinn des Wortes, in dem es eine stetige und höchst intensive berufsmäßige Beschäftigung mit dieser besonderen Beziehung des menschlichen Lebens bedeutet. In diesem Sinn des Wortes ist „religiös sein“ nicht ein Ideal oder gar das Ideal des Lebens, sondern ein Beruf. (Ein Beruf unter andern, der deshalb auch wie andere Berufsbeschäftigungen von Dilettanten betrieben werden kann, die damit in einer übrigens höchst ehrenhaften Weise ein ihnen ohnedas leer vorkommendes Leben mit edlem Inhalt ausfüllen.)

Es ist von der allerhöchsten Wichtigkeit für das menschliche Leben, für seinen Reichtum und für seine Fülle, daß jede seiner Seiten kräftig und bis zum Ueberschwang kräftig vertreten sei. Die Schärfung der verschiedenen Sinne und Anschauungsweisen in besonderen Berufen ist für den Gesamthaushalt des Menschenlebens und der Kultur das eine und erste Erfordernis im Zeitalter der Teilung der Arbeit.

Wir dürfen uns freilich keinen naiven Hoffnungen auf einen Dank aller der Intransigenten der verschiedenen Gebiete hingeben. Die werden stets der Meinung sein, daß mit einer Duldung, ja selbst positiven Achtung ihnen noch lange nicht ihr Recht geschieht. Sie fordern von sich aus Alleinherrschaft. Sie stellen von sich aus ihre Einseitigkeiten mit großem Geschrei als allgemeingültige Ideale auf. Das ist einmal nicht anders.

Dazu gehört noch ein Neues.

Eine jede solche einseitige Richtung des menschlichen Gesamtlebens, die einen besonderen Beruf aus sich heraussetzt, treibt eben damit auch eine besondere, so nicht allgemein erfüllbare Berufsethik aus sich heraus. Sie lebt damit „stellvertretend“ und nicht unmittelbar vorbildlich. Sie wird aber stets dazu geneigt sein, dies zu verkennen und ihre Berufsethik zur allgemeinen Ethik zu erheben.

So natürlich auch und erst recht das religiöse Leben.

Die Kluft, die sich dadurch zwischen ihm und dem gemeinschaftlichen Leben auftut, kann es so zu überbrücken suchen, daß es sich aller offensichtlichen Möglichkeit entgegen als dennoch in all seinen technischen Einzelheiten unbedingt vorbildlich hinstellt, was einen gewissen Heroismus bedeuten kann (Fall der Pharisäer) — oder auch, daß es sich als überverdienstlich auftut und den Laien außersachliche Wege eröffnet, an ihren Gütern teilzunehmen (Ablaß rc. — Fall der „Möncherei“).

In beiden Fällen treibt das religiöse Sonderideal zur Zersetzung des sittlichen Gedankens, sei es, daß es mehr zur Verzweiflung führt (Zeitalter Jesu), oder mehr zum sittlichen Leichtsinn (Zeitalter Luthers).

Beiden Gefahren gegenüber — wenn sie wirklich da sind, und wo sie es sind — kann die Opposition nicht hart und erbittert genug einsetzen. Nur wird ein Gegenschlag lächerlich und unberechtigt, wenn der Schlag abgetan ist, und Gegengifte sind keine Nahrungsmittel. Die allgemeingültige Wahrheit ist nicht die eine Sittlichkeit, sondern die Einsicht, daß die Berufsethik Berufsethik bleiben muß.

Aehnliche Erscheinungen gibt es auf allen anderen Gebieten menschlichen Lebens und Arbeitens auch — l'art pour l'art auf ästhetischem, Materialismus auf wissenschaftlichem Gebiet.

5. Die einseitige Kraft und die Kraft der Aufgeschlossenheit

Das Leben liegt zwischen allen diesen Intransigenzen. Es kann und darf sich in seiner Breite keiner einzelnen von ihnen verschreiben. Es braucht vielmehr kräftige Einwirkungen von allen diesen verschiedenen Seiten.

Damit diese Einwirkungen kräftig seien, sind die unerbittlichen und übertriebenen Forderer aller dieser Richtungen nötig und (für gewöhnlich) nicht nur freundlicher Duldung, sondern positiver Achtung wert. Weder eine rein ästhetische, noch eine nur moralische, noch eine bloß wissenschaftliche, noch eine nichts als religiöse Weltanschauung oder Lebensauffassung hat ein ausschließliches Recht auf uns — „denn wir sind teuer erkauft."

Noch weniger aber das Eine abgeklärte Ideal der allgemeinen Versöhnung und Vermittlung. Eine Kraft, die einseitig wirkt, ist immer noch unendlich mehr wert, als die gewöhnliche Schwäche, äußere sie sich nun in einer gleichmäßigen Gleichgültigkeit gegen Alles, oder mehr in einem ebenso gleichmäßigen Sichherumstoßenlassen von Allem.

Nur diejenige Aufgeschlossenheit ist der einseitigen Kraft überlegen, welche selbst von einer Kraft ausgeht, von einer Kraft, die über und nicht unter den Dingen steht, und welche im stande ist, die verschiedenen Einwirkungen gegen einander abzuwägen und zu einem einheitlichen Lebensganzen zusammenzuwirken.

Ist die Aufgeschlossenheit, welche in der Landeskirche im Gegensatz zu Sekten und Gemeinschaften vertreten wird, einer positiven Kraft entsprossen, so wird sie mit der Zeit auch die Form finden, in der sie wie ein starker Wind bis in die verschlossensten Zirkel lüftend hineindringen wird.

Gerade dazu, diese Form hervorzuzwingen, wird nichts stärker wirken, als ein kräftiger einsetzendes Sektentreiben unter uns.

Schließlich wollen wir unsere eigentliche Frage nicht ganz aus den Augen verlieren. Wir gingen davon aus, nicht, was wir wünschen, sondern was wir durch rechtliche Institutionen monopolisieren wollen. Arthur Bonus

---

Religion, Kunst und Aesthetentum

Bei allem fortgesetzten Differenzieren, das wir auf allen Gebieten ganz offenbar und bisweilen mit bewußter Freude betreiben, passiert uns hin und wieder das Gegenteil: wir verwischen Grenzen und eliminieren Marksteine, wir vereinfachen oder richtiger: verwirren streng eingeordnete Kraftsphären. Wir reden von schreiendem Rot, wohlklingendem Blau, von poetischen Erzeugnissen dämmerblauen oder grellroten Grundtons, von Figuren und Architektonik in der Musik, von Rhythmen und Dissonanzen bei der Baukunst. Aber hier borgen sich lediglich die Teilgebiete der Kunst wechselseitig ihre Begriffe ab. Weiter gehts, wenn wir von Kunsterziehung sprechen und nur Erziehung zum Kunstverständnis meinen; wenn wir Kunst und Kultur in einem Atem nennen, als wären sie Zwillingschwestern; wenn wir produktive Künstler über sich und ihre und allerhand andere Kunst Essays schreiben lassen, als müßte dem Schaffenden als selbstverständliches Beigift auch verliehen sein, mit der kalten Sonde des Kritikers und Literaten umgehen zu können; oder wenn — weitaus schlimmer — all unsre Kunstrezensenten und Feuilletonisten zeitweilig in hoher Kunst machen müssen, um als voll zu gelten. Das ist dann eine wahrhaft ernste Verwirrung, gegen die alles früher Genannte Lächerlichkeiten sind, wenn Kunst und Aesthetentum nicht reinlich geschieden bleiben. Mit beiden — das ist dann das Schlimmste — wird nun auch gern **die Kraft** permutiert, die elementar, ungebunden und zeitlos in den Menschen mächtig ist, die Religion.

Religion, Kunst und Aesthetentum sind eine ungleiche Reihe. Zwei Königskinder und ein Bastard, zwei Gottesgnaden und ein Weltgeschäft. Aesthetentum ist Aesthetik und etwas mehr. Begriffliche Determination und wissenschaftliche Ausweitung des Schönen und der Kunst und ihrer zeitlichen und Relationsbedingtheiten — und eben etwas mehr: das Gefühl mehr, mit dieser rein wissenschaftlich-kritischen Tätigkeit Gott weiß welch imponierendes Lebenswerk zu schaffen, und eine aus der Studierstube ins Leben übertragene affektierte Schönheitsseligkeit und Stimmungshascherei. Die Zigarrette nervös im Munde, ein distinguiertes Parfum im Künstlerrock, warten diese Aesthetler in blauen Stunden auf Inspiration — wie der Laubfrosch nach der leckeren Fliege züngelt. Was bei diesem Geschäft dann herauskommt, nennt sich auch Kunst — und ist doch kein lebensvolles Kind frei sich gebender Liebe, sondern die blutarme Jammerfrucht sittenloser Vergewaltigung. Doch auch im Krönungsschmuck der andern Königstochter weiß das Stiefkind zu flittern und zu täuschen, auch die Religion ist nicht sicher vor seiner Entweihung. Um ein wenig Stimmung zu erhaschen, geht der Aesthetler zur Festeszeit sogar ein Weilchen in die Kirche, prüft das stilvolle oder nicht stilvolle Blumenarrangement, rümpft die Nase über zu kräftigen Gemeindegesang und freut sich, wenn die Predigt recht ästhetisch gehalten ist, „für moderne Menschen", wie man sagt, d. h. ohne ans Herz zu fassen, zu rütteln und religiös zu ergreifen. Und im wonniglichen Zustand des Verdauens kann er sich für alte Propheten und ihren Idealismus begeistern, von der Gottessehnsucht unserer Tage spricht er mit Tränen im Auge — immer mit dem wollüstigen Bewußtsein: was bin ich für eine tiefreligiöse Natur!

Aber Religion und Kunst wissen nichts von dieser Afterblüte. Sie haben manches gemein, doch auch ihnen eignet eine unverwischbare Einzelart. Beide sind elementare Menschheitskräfte, in ihrem eigentlichen Urwesen an keine Tradition, an keine menschliche Entwicklungsstufe gebunden. Beide sind von Natur aus unrationell, Begriffliches und Verstandesmäßiges kommt bei ihrer Auswirkung erst als sekundäres Moment hinzu. Beide sind weltfremd, ja weltfeindlich, voll dunkler Sehnsucht nach einer fernen Schönheit, voll seligen Ahnens, daß dies Reich den Suchenden wirklich werden kann. Mehr aber, als sie verbindet, steht als scharfe Scheide zwischen beiden.

Den Menschen setzen wir vulgär zusammen aus Kopf und Herz, Verstand und Gemüt. Lang ist das Rationelle weitaus bevorzugt worden, all unsern Schulen schwebt noch heute die Erziehung zu begrifflich klarem Denken als Hauptpflicht vor, und erst in neuester Zeit wird dem Emotionalen allseits mehr Rechnung getragen. Doch ists ein fundamentaler Irrtum, wenn wir meinen, jenseits von Kopf und Herz sei nichts mehr zu finden. Jenseits von Verstandes- und Gemütsleben breitet sich erst die geheimnisvolle Tiefe all dessen, was wir zum Begriff Religion zusammenschließen können. Hier ist nicht mit unsrer Alltagslogik auszukommen, sie versagt wie ein stammelndes Kind. Doch auch das Gemüt ist nicht die Stätte, der Religion entwächst; zu arm, zu kleinbäuerlich, zu eng umsteckt wäre dies Feld für die kraftvollen Wurzelarme des Wunderbaums. Nur die durch ein gnädiges Geschick bei all ihrer Einzelart mit Natur und Weltseele näher verknüpft blieben, in deren Seele fließt frei ein Abteil des heiligen Stromes ein, der den Tiefen ewiger Macht gnadenvoll entrauscht. Und nur, wenn der religiös ergriffene Mensch daneben auch Künstler ist, wird ein Abglanz seiner Durchleuchtung aus dem Werk seiner Hände strahlen. Ist ers nicht, so trägt er sein heiliges Gut still und für sich, wie es echte Künstler gibt, die allem Religiösen fern abgerückt sind. Religion und Kunst, beide krönen mit eigenen Kronen. Begnadet, wem hier und dort ein Thronsitz frei steht!

Emil Hadina

Verschiedenes

Buddha oder Christus? Von Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer. Tübingen, J. C. B. Mohr 1909. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge Nr. 57.) 35 S. 60 Pfg.

Es ist ein geistvoller und warmherziger Vortrag. Der Verfasser geht nicht mit Oberflächlichkeit an seine schwierige Aufgabe heran und ist auch nicht schnell fertig mit dem Wort. Die beiden verschiedenen

Welten so einmal zu überfliegen, ist ein wahrer Genuß. Manche der Gegenüberstellungen sind so schön und packend, daß man sie nicht wieder vergessen wird. Nach Vorbemerkungen über etwaige Abhängigkeit des Christentums vom Buddhismus wird das Licht auf vier Punkte konzentriert: neben die sogenannte große Entsagung des Buddha wird das Bild des jungen Jesus im Tempel zu Jerusalem gestellt, aus dem das Wort: Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist? herausgehoben wird als eine Art Leitmotiv; dann wird das Durchdringen des Buddha zu seiner Erlösungsidee mit der Botschaft Jesu vom herangekommenen Himmelreich verglichen; drittens wird der allgemeine Charakter des Wirkens bei Beiden gegenübergestellt; zuletzt — sicherlich der sprechendste und die Gedanken am tiefsten anregende Gegensatz — Beider Sterben. Alles durchweht ein weitherziges Verständnis des Fremden, Fernen, und doch fühlen wir deutlich die feste Einwurzelung in dem Näheren, dem, was unser ist. Wenn doch einmal das Thema „Jesus und Buddha" behandelt werden soll in kurzer, allgemein interessierender Weise, so kann es in einem besseren Geiste schwerlich getan werden.

Ich habe meine prinzipiellen Bedenken gegen das Thema. Die zwei Persönlichkeiten mit dem ihnen grade Eigentümlichen sind aus dem Dunkel der Vergangenheit nicht wieder mit der Sicherheit und Klarheit herauszuholen, daß man eine ausreichende historische Unterlage zur Vergleichung gewinnen könnte. Beides sind Erscheinungen, mit denen nur noch der Glaube verketten kann, der sich das historisch Erhaltene deutet und erweitert. Muß man so die Persönlichkeiten aus dem Spiele lassen, so sind dagegen die geistigen Lebensinhalte schon viel eher zu vergleichen, bei dem Buddha eine systematische Lehre, bei Jesus Grundgedanken und Grundkräfte seines Lebens mehr als eine Lehre. Auf diesen letzteren Vergleich fällt ja auch in Rittelmeyers Arbeit unwillkürlich das Hauptgewicht. Das Wichtigste ist da klar und glänzend hervorgehoben, schon auf S. 15. Dennoch habe ich Eins vermißt. In der Botschaft Jesu ist mir immer doch etwas ganz Zentrales jenes große Wort vom Verlieren des Lebens, um es zu gewinnen. Seele und diese Welt steht für Jesus so einander gegenüber, daß, wer das Eine gewinnt, das Andre verliert. Wer Jesu nachfolgen will, muß das Kreuz tragen! Denn Kreuz ist dem rechten Nachfolger das Leben! Schmal ist der Weg, eng die Pforte! Es ließe sich ja noch viel dazu fügen. Das gehört, wie gesagt, zu den tiefsten und wichtigsten Gedanken Jesu. Grade an dieser Stelle habe ich immer einen wunderbaren Akkord mit der Botschaft des Buddha gehört. Jesu Lebensbejahung umschließt doch auch eine gewaltige Lebensverneinung, die Lebensverneinung auf das Nächste, nämlich das Irdische hin. Ja, nachher, im Ueberirdischen, da sieht Jesus eine ungeheure Lebensbejahung, in der das negative Rätsel dieser Erde sich löst, und das unterscheidet ihn deutlich von dem Buddha. Aber der Blick in die Tiefen des Irdischen ist bei Beiden ein ähnlicher.

Einige sachliche Einschränkungen habe ich zu machen. Ob der Verfasser, der sich sonst alles, was er sagt, offenbar tief und ernstlich überlegt, auch jene Gedanken auf S. 4 ernstlich vertreten würde, daß wir bei einem Vergleiche zwischen Buddha und Christus ganz ruhig sein könnten, weil ja nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen sei; entweder stehe Buddha höher, dann hätte man ihn einfach freudig anzuerkennen, oder umgekehrt, dann fechte uns natürlich nichts an. Ist das Ernst? Wer bei Vergleichung Beider zu dem ersteren Resultat kommt, der gerät doch als Christ in eine der furchtbarsten Krisen, äußerlich wie innerlich, hinein (zumal ein Theologe), in eine Krisis, die für einen ehrlichen Menschen nur den Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit und den Uebertritt zum Buddhismus herbeiführen kann. Wem aber der Vergleich nichts Beängstigendes hat, dem ist doch vielleicht unbewußt schon von vornherein sicher, daß die eigene Position die richtige ist. — Die Bemerkung (S. 7), daß man beim Lesen der Lebensbeschreibung des Buddha „auf Schritt und Tritt überrascht" sei von Erinnerungen an die Evangelien, ist viel zu stark; sie führt einfache Hörer irre. Die Aehnlichkeiten sind tatsächlich, grade wenn man die buddhistischen Quellen liest, gar nicht auffallend, sie gewinnen erst dadurch, daß man die Erzählungen auf gewisse Hauptzüge reduziert. Dazu sind grade die buddhistischen Schriften, in welchen einige vielbesprochene Aehnlichkeiten vorkommen, späteren Datums und könnten unter christlichem Einflusse gestanden haben. Das schließliche Urteil des Verfassers über die Frage ist vollkommen richtig (S. 8 f.). — Jesus als Isa unter den Buddhas der früheren Weltepochen (S. 6) war mir eine neue Aufstellung. Worauf mag sie sich stützen? Unter den 24 Buddhas, welche gewöhnlich als Gautamas Vorläufer aufgezählt werden und die schon einen ungeheuren Zeitraum umspannen (nur vier der vergangenen Buddhas gehören dem heutigen Kalpa an) ist kein Isa. Jenseits dieser 24 aber gehen die Phantasien in den verschiedenen buddhistischen Ländern auseinander. — Der Bodhisattwa hat (S. 6) zweimal ein d zuviel und Devadatta (S. 7) ein e statt a in der dritten Silbe. Grade in der Wiedergabe der Fremdwörter sollte man peinlich genau sein, wenn man sich auf dies Gebiet begibt.

Heinrich Hackmann

Ueber das sogenannte Erkenntnisproblem. Von Ludwig Nelson, Privatdozenten der Philosophie in Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1908. 427 S. 10 Mk.

Dies außerordentlich sorgfältig gearbeitete und ebenso klar geschriebene Werk, das auf jeder Seite die strenge Denkschule der mathematischen „Axiomatiker" zeigt, scheint berufen, in unserer heutigen „Erkenntnistheorie" einen bedeutsamen Eindruck, vielleicht eine Epoche zu machen. Es unternimmt zu zeigen, daß der ganze Versuch, „Erkenntnistheorie" zu machen, der Versuch nämlich, die objektive Giltigkeit der Erkenntnis als ein Problem zu behandeln, das aufgelöst werden müßte oder könnte, vergeblich und die ganze Problemstellung unmöglich ist, mag sie nun „psychologistisch" oder „transzendental" oder wie immer angestellt werden. Ein Unternehmen, das nicht mehr und nicht weniger bedeuten würde, als mit einer ganzen, mächtig angewachsenen, immer weiter um sich greifenden philosophischen Bemühung, und zwar mit der, in welcher man weithin heute die eigentliche Hauptaufgabe der Philosophie überhaupt sieht, ein jähes unerwartetes Ende zu bereiten. Wer zuerst und oberflächlich von einem solchen hörte, würde meinen, daß das notwendig ein Ende der Philosophie überhaupt, ein hoffnungsloses Untergehen im Skeptizismus, Agnostizismus oder ein Zurücksinken in den naiven Dogmatismus des „gesunden Menschenverstandes" bedeuten müsse. Aber das Gegenteil ist der Fall. Uns wird gezeigt, daß an die Stelle der unmöglichen „Erkenntnistheorie" die „Kritik der Vernunft" zu treten hat, die nicht den unmöglichen Versuch macht, auszufinden, wie es so etwas wie Erkenntnis überhaupt geben könne, sondern die feststellt, welche wir wirklich haben. Das Ergebnis ist gerade allem Skeptizismus entgegengesetzt und hebt über alle Verdunkelungen und Gefährdungen hinweg, in die das Zutrauen des vernünftigen Geistes zu sich selber, daß er erkenne und Wirkliches erkenne, gerade erst durch jene falsche Problemstellung hineingeführt wurde. — Das Buch zeigt, daß die verhängnisvolle irreführende Problemstellung bereits durch gewisse Fehler in der Kantischen Kritik veranlaßt wurde, und geht in meisterhaften historischen Analysen den mannigfaltigen Irrwegen nach, die bis heute sich dadurch der philosophischen Arbeit ergeben haben. Die betreffenden Kapitel sind ein Muster fruchtbringender geschichtlicher Behandlung und Kritik. — Von höchstem Belang ist das Werk auch für die Frage nach der idealen Erkenntnisgrundlage, also für unsere sittlichen und religiösen Ueberzeugungen. Sie bewegen sich in „Ideen", und ihre Möglichkeit hängt daran, ob wir diesen Ideen Erkenntniswert beilegen dürfen oder nicht, d. h. ob ihnen objektive Giltigkeit zukommt. Nelson zeigt, warum es Kant bei seinen „erkenntnistheoretischen" Voraussetzungen nicht gelingen konnte, die objektive Giltigkeit der Idee zu begründen und damit seiner ganzen so bewunderungswürdigen Neuentdeckung der „Ideen" eine feste Haltung zu geben, und zeigt weiter, wie durch Verbesserung des Kantischen Fehlers diese sich notwendig ergibt.

Das „aktuellste" Kapitel des Buches dürfte das fünfte „Der biologische Vorteil als erkenntnistheoretisches Kriterium" sein. Es handelt sich hier um den „Pragmatismus", das ist um die Folge des Darwinismus und der Kampf-ums-Dasein- oder Nützlichkeitslehre für die „Erkennistheorie". Während der Darwinismus in Zoologie und Botanik selber längst im Abflauen ist, stehen weite Kreise der Erkenntnistheoretiker noch unter seinem Bann. Der Pragmatismus greift sogar noch um sich. „Wahrheit" muß nach dieser Lehre diejenige Ansicht sein, die den, der sie hegt, am günstigsten mit seiner Umwelt in Ausgleich gebracht hat. Und der „Vorteil" wird somit zum „erkenntnistheoretischen Kriterium". Die tiefen und exakten Untersuchungen hierüber auf S. 73 ff. lese man selber nach. Sie sind eigentlich die beste Widerlegung des „Darwinismus", die man wünschen kann. Was von ihm noch bleibt, ist eine gleichgiltige zoologische Hypothese, die uns vielleicht erklärt, unter welchen Bedingungen der erkennende Geist zeitlich in Erscheinung treten konnte, aber ganz außer stande ist, zum Verständnisse oder gar zur naturalistischen Verkleinerung des erkennenden Geistes selber etwas beizutragen.

Das Buch ruht auf Grundlagen, die schon Fries, der Schüler Kants, in seiner „Neuen Kritik der Vernunft", gelegt hat, enthält aber zugleich sehr bedeutsame Kritiken und Verbesserungen auch an Fries. An allseitiger Darlegung der verschiedensten Standpunkte moderner Philosophie und an Auseinandersetzung damit ist es so ergiebig, daß es geradezu als eine Einleitung in moderne Philosophie überhaupt, und in Stil, Methode und Klarheit ist es so vortrefflich, daß es als eine Anleitung zum Philosophieren selber begrüßt werden kann.

Rudolf Otto

Die Welträtsel und ihre Lösung. Populäre philosophisch naturwissenschaftliche Vorträge von Johannes Hauri. Berlin-Zehlendorf, Skopnik 1909. 380 S. 3, gebunden 4 Mk.

Es ist ein recht gutes Buch, das sich den für die Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Geistesleben interessierten Lesern mit diesen vierzehn Vorträgen bietet, trotz der etwas verbrauchten Sensation, die in dem Titel nachklingt und abschreckt. Aber mit der landläufigen Anti-Haeckel-Literatur läßt sich das Buch nicht zusammenstellen; auch gibt es Schriften genug, die das Rüstzeug zu einer Polemik gegen den Monismus schneller und bequemer bereit haben. Der große Vorzug von Hauris Arbeit ist dagegen ihre exakte Ausführlichkeit und Allgemeinverständlichkeit. Ohne sich an Einzelheiten des Haeckelschen Monismus zu halten, spricht der Verfasser die Hauptprobleme der materialistischen Natur- und Lebensauffassung durch und geht dabei gründlich auf die Geschichte der monistischen Anschauungen und auf die Prüfung des naturgeschichtlichen Beweismaterials ein. Häufig kommen Naturforscher und Philosophen zu Wort, und man hat beim Lesen stets das sichere Gefühl, von wohl orientiertem und ehrlichem Wissen geführt zu werden. Auch die Annehmlichkeit genießt man gern, daß der Verfasser ungemein leicht und gefällig den sprachlichen Ausdruck handhabt; reichliche Belehrung bietet er in unterhaltender Form, und darüber vergißt man, daß die Gesprächigkeit manchmal zu überbreiten Schilderungen führt. Wie klar ist doch bei aller Länge die Erörterung des erkenntniskritischen Standpunkts im dritten Vortrag! Die Schlußvorträge laufen in theologische Darlegungen aus, deren

ethische und religiöse Gedanken den Verfasser deutlich als Schüler Herrmanns kennzeichnen. Dazu paßt auch das kräftige Wörtlein, mit dem er S. 265 die apologetischen Dienste Reinkes für die bedrängte christliche Religion ablehnt. Alles in Allem kann Hauris Buch in der gebildeten Laienwelt höchst erwünschten allgemein verständlichen Aufklärungsdienst leisten, der durchaus in der Richtung von Ottos gelehrter „Naturalistischer und religiöser Weltansicht" liegt, deren jüngst erschienene zweite Auflage nicht genug empfohlen werden kann. Karl Bornhausen

Quid est veritas? Ein Buch über die Probleme des Daseins von Professor R. Saitschick. Berlin, Ernst Hofmann und Co. 1907. 316 S. 4,50 Mk.

Ein Protest gegen Intellektualismus und naturalistische Auffassung des Geisteslebens; zugleich scheidet sich Saitschicks Voluntarismus und Persönlichkeitskultur aufs entschiedenste von Nietzsches Ichkultus. Die Gedanken erinnern oft an Fichte; Ziel des Ganzen ist ein mutiger christlicher Theismus. Das Originelle dieser Apologetik liegt nun aber z. T. in der Form: Pathos, wie es die Apologeten so häufig haben, fehlt gänzlich. Es sind Dialoge zwischen Theophilus und einem Naturforscher und einem Buddhisten, eingeschoben ist eine im ganzen treffliche Predigt des Satans. Kühle Sachlichkeit herrscht vor; etwas sokratische Ironie ist eine gute Beimischung. Wirklich einmal ein deutsches philosophisches Buch, das seinem Stil nach von einem Franzosen geschrieben sein könnte! Leuten mit Intellekts Hypertrophie in die Hand zu geben; da schadet auch nicht, daß Saitschick gelegentlich zu weit geht. Hermann Mulert

Aus der Mappe eines Glücklichen. Von Richard Jahnke. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner 1908. 120 S. 1,60 Mk.

„Die cyrenaische Weltanschauung ist eine heitere Lebensweisheit, die allen Dingen die beste Seite abzugewinnen weiß, nicht das Unmögliche begehrt und sich im frohen Genießen des Daseins nicht stören läßt," lesen wir bei Karl Vorländer. Damit ist auch die Stärke und Schwäche dieses Buches gezeichnet. Es enthält eine Reihe freundlicher Anweisungen für Leute, die das Glück suchen. „Denen möchte der Verfasser zeigen, daß es in ihrer Macht steht, glücklich zu werden." „Er bildet sich nicht ein, den Stein der Weisen gefunden zu haben." Den hat noch Niemand gefunden; aber warum rollt er denn Probleme wie „Optimismus und Pessimismus" „Des Schicksals Güte" „Das Rätsel des Todes und Gott" auf, um sie in dieser behaglichen Weise zu erledigen?

Bemerkenswert ist, daß kaum nach Jahresfrist eine zweite Auflage nötig wurde. (Vgl. Chr. W. 1908, 23, 572.) Beweis genug, wie tief die Wurzeln solcher Ethik — trotz Schopenhauer und Nietzsche — immer noch sitzen. Als Gegengift würde ich nach der Lektüre etwa zu Vischers „Auch Einer" raten. Karl Barth

Kleine Mitteilungen. Ueber die Metzeleien im Vilajet Adana und ihre Ursachen sieht noch niemand klar. Das Elend mag furchtbar sein; gerne vermitteln wir Gaben an den Deutschen Hilfsbund. —

Es sind nun zwei Monate her, daß in der „Reformation" und im „Reich" ein junger Kollege mich der Schmähung eines Toten beschuldigt hat. Man muß es seiner Pietät und seinem Temperament zu gute halten. Schlimmer war, daß unter der Suggestion seiner Anwesenheit eine Konferenz in Gießen eine Resolution wider mein Vergehen faßte, die mir freilich nie zugesandt und nie zu Gesichte gekommen ist. Ich habe damals nicht geantwortet, obwohl D. Grützmacher eine Rechenschaft von mir forderte: sonst würde ich mir „den Vorwurf zuziehen, einen Toten unbegründet und unsittlich geschmäht zu haben." Ich schwieg, weil ich gerne dem Eindruck nachgab, daß der Schmerz um den Tod Stoeckers bei seinen Freunden so groß war, daß sie eine ruhige und nüchterne Würdigung des Mannes noch nicht vertrugen. Heute werden sie sich sagen lassen, daß die Aeußerung, die ich in der Nr. 9 vom 25. Februar über den am 7. Februar gestorbenen veranlaßt habe, in anbetracht der sonstigen Praxis unsers Blattes zunächst einmal als Auszeichnung und Huldigung für Stoecker verstanden werden muß. Denn in der Regel geben wir keine Nekrologe, und brauchen wohl kaum zu begründen, warum. Was ich aber den Worten des Mitarbeiters hinzufügte, dafür stehe ich vollkommen ein, und wenn heute nicht die Leidenschaft, einst wird die Geschichte mir Recht geben. Grützmacher verlangt „Belege". Ja, wenn ich auf Grund irgendwelcher geheimen Akten mein Urteil gefällt hätte, das freilich wäre geschmacklos und taktlos gewesen, dafür war der Moment nicht gegeben. Ich habe aber geurteilt auf Grund dessen, was öffentlich vorlag, und auf Grund der persönlichen Bekanntschaft, die ich seit 1881 mit Stoecker gehabt habe. Ueber das, was ich mit „rechtschaffen studieren" meine — und darum allein geht der Streit —, hoffe ich noch immer mit D. Grützmacher mich verständigen zu können: ich meine ein Arbeiten als Student, wie man es von den Besten doch wohl auch in Rostock fordert. Meine Beobachtung, daß es an dem Ertrag eines solchen Universitätsstudiums Stoecker gefehlt hat, dafür habe ich Zustimmung genug, auch von Zeugen, die Grützmacher anerkennen würde. Eine Erinnerung genügt. Stoecker ist als Student an einem Verbindungsleben beteiligt gewesen, das sich mit dem, was ich „rechtschaffen studieren" nenne, nicht verträgt. Er studierte 1854 bis 1856 in Halle, dann in Berlin. Er war in Halle zuerst Mitglied der Landsmannschaft Neoborussia. 1855 entstand in dieser eine Strömung, die sie zum Corps machen wollte; aber die landsmannschaftliche Partei siegte. Stoecker, der offenbar zur besiegten Richtung hielt, trat mit zwölf Andern aus und tat am 5. Juli 1855 mit einigen Hallenser Westfalen das seit 1852 suspendierte Corps Borussia in Halle wieder auf. In diesem Corps war er dann zweiter und erster Chargierter. Er hat seinem Corps andauernd großes Interesse bewiesen und in gesunden Tagen an den Zusammenkünften der alten Hallenser Preußen in Berlin gern teilgenommen. Durch all das fällt auf Stoeckers Person nicht der leiseste Schatten. Aber es wird erlaubt sein, aus seiner studentischen Laufbahn eine Bestätigung und Erklärung für die Tatsache zu entnehmen, daß diesem bedeutenden Kirchenmanne zu einer glücklicher eingreifenden Tätigkeit die Grundlage eines „rechtschaffenen" Studiums gefehlt hat, — wie es eben zum „Kirchenfürsten" unentbehrlich ist. Hoffen wir, daß eine künftige Biographie, an der wir alle das größte Interesse haben, uns bei aller persönlichen Hingabe den Mann mit jener Objektivität zeichnet, mit der man nicht nur die Wahrheit, sondern auch seine Helden am besten ehrt. Einstweilen registrieren und empfehlen wir gern die Sammlung von Kundgebungen, in denen der erste Schmerz um den Toten sich Ausdruck gegeben hat: Erinnerungen an D. Adolf Stoecker. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 220 S. 1 Mk., gebunden 1,50.
R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. Mittwoch 26. Mai 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause. Brauchen wir eine Kirche?

Freunde der Christlichen Welt im Vogtlande

Plauen. Mittwoch 26. Mai 4–7 Uhr. Adressen und Wünsche der auswärtigen Freunde erbeten an Dr. Wauer, Weststr. 55. Näheres in nächster Nummer.

Versammlungskalender

14.—16. Mai Deutscher Friedenskongreß Stuttgart
1.— 3. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Heilbronn
1.— 3. „ Eisenacher Bund Cassel
1.— 4. „ Allgemeine Gnadauer Pfingstkonferenz Wernigerode
4. „ Freunde der Christlichen Welt Heilbronn
8.—19. „ Deutschlandreise der britischen Kirchenvertreter
10. „ Theologische Konferenz Gießen
14.—16. „ Konferenz der deutschen evangelischen Rettungshausverbände und Erziehungsvereine Düsseldorf
3.— 7. Juli Calvinfeier Genf
4.—17. August Ferienkurse Jena
4.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
27.—30 „ Gustav Adolf Verein Bielefeld
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 18. Die römische Kirche in Deutschland. Vierteljahrsübersicht. 1. Jan. bis 31. März. Erstes bis drittes Stück — Aus der protestantischen Landeskirche in Bayern rechts des Rhein. Viertes Stück

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue, Berlin

Nr. 19. Die Not der Landgemeinden und ihrer Pfarrer — Küstergehalt und Lehrergehalt — 25. Jahresfest des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins — Aus Preußen: Zur Berufung D. Mahlings; Die Evangelisch-wissenschaftliche Vereinigung in Westpreußen; Zum Andenken Stoeckers — Aus anderen deutschen Landeskirchen; Aus Baden; Aus Hamburg; Diaspora — Mission: Auf der Brandenburgischen Missionskonferenz — Mancherlei

Evangelisch-Sozial
Verlag Alexander Duncker Berlin W. 35

Nr. 4. Anna Wahrendorf, Der erste deutsche Jugendgerichtstag — Hanna Mecke, Heimgartenarbeit als soziale Hilfe — Ernst Heller, Christliche Gedanken eines Sozialdemokraten — Heinz Marr, Die Welt der kleinen Beamten — Jugendarbeit: Paul Roese, Was nun? — Umschau: Wilhelm Schneemelcher, Tarifwesen (Forts.). — 20. Tagung des Evang.-soz. Kongresses zu Heilbronn a. N. — Kongreßnachrichten

40 jähriger Bürobeamter, gebildet, mit besten Empfehlungen über Person und Fähigkeiten, seit einigen Jahren
Buchhalter
und
Korrespondent
in großer Heilstätte, selbständig, gewissenhaft, sucht entsprechende Stellung in **gutgeleiteter** Anstalt. Zuschriften erbeten unter **M A** an den Verlag.

Jülicher, die Gleichnisse Jesu (2 Bände) gegen hohen Preis zu kaufen gesucht (eventuell auch Leihen für längere Zeit gegen entsprechende Entschädigung). Angebote unter **G S** durch den Verlag der Christlichen Welt.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Deutscher Verein für christliches Liebeswerk im Orient

Infolge der Unruhen in den türkischen Vilajets Adana und Aleppo sind durch den fanatisierten Pöbel furchtbare Greueltaten verübt, tausende friedlicher Bewohner niedergemetzelt, ganze Ortschaften ausgeplündert und zerstört. Um der hungernden und obdachlosen Bevölkerung zu helfen, hat der „Deutsche Hülfsbund" sofort **zehntausend Mark** hingeschickt und versucht nach Möglichkeit die ärgste Not zu lindern. Beiträge sind erbeten an das Büro des Deutschen Hülfsbundes, Direktor F. Schuchardt, Fürstenbergerstraße 151, Frankfurt a. M., oder an den Verlag d. Bl.

Evangelisch-sozialer Kongreß zu Heilbronn a. N.

Vom 1. bis 3. Juni 1909 Zwanzigste Tagung

Dienstag den 1. Juni nachmittags 5 Uhr Sitzung des weiteren Ausschusses (im kleinen Saal der Harmonie) — abends 8 Uhr Begrüßungsversammlung (in den Kilianshallen).

Mittwoch den 2. Juni vormittags 9 Uhr Eröffnungsrede des Vorsitzenden Geheimrat Professor D. Adolf Harnack-Berlin — Erstes Referat: Staatsminister Dr. Graf von Posadowsky-Wehner: „Luxus und Sparsamkeit" — nachmittags 4 Uhr Zweites Referat: Pfarrer Lic. Wilhelm Schneemelcher-Berlin und Pfarrrr Lic. Gottfried Traub-Dortmund: „Geistige Strömungen in der deutschen Gewerkschaftsbewegnng" — abends 8 Uhr Festabend in den Kilianshallen, gegeben vom Evangelischen Arbeiterverein.

Donnerstag den 3. Juni vormittags 9 Uhr Jahresbericht des Generalsekretärs Pfarrer Lic. Schneemelcher — Drittes Referat: Professor D. Paul Drews-Halle a. S.: „Die Kirche und der Arbeiterstand".

Die Verhandlungen finden, soweit oben nichts anders angegeben, im großen Saal der Harmonie statt.

Eine Besprechung des Jugendhelfer-Verbandes mit einem Vortrage des Pastor Clemens Schulz-Hamburg-St. Pauli am Donnerstag nachmittag 3 Uhr ebenfalls in der Harmonie.

Freiquartiere usw. durch Oberbürgermeister Dr. Göbel-Heilbronn a. Neckar: Postkarte mit Antwort! Wenn Hotelwohnung erwünscht, Preishöhe und sonstige Wünsche anzugeben. Bis spätestens zum 24. Mai!

Auskünfte beantworten gern Chefredakteur Dr. Jaeckh-Heilbronn a. N. und Pfarrer Lic. Schneemelcher-Rummelsburg bei Berlin.

Die diesjährige Zusammenkunft

der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird Freitag den 4. Juni Vormittag 9 Uhr im **Anschluß an den Evangelisch-Sozialen Kongreß in Heilbronn** a. N. stattfinden. Lokal: Harmonie.

Referent Pfarrer **Paul Jäger**-Karlsruhe:

„Religiöse Gewißheit."

Das Komitee. Für Baden: Geh. K.-Rat Professor D. Troeltsch-Heidelberg und Dekan Specht in Zell i. W. — Für Bayern: Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer in Nürnberg — Für Elsaß: Professor D. Smend in Straßburg und Pfarrer Scheer in Mülhausen — Für Hessen: Professor D. Eck in Gießen und Pfarrer D. Guyot in Heppenheim — Für die Schweiz: Professor D. Marti in Bern und Pfarrer Lic. Liechtenhan in Buch am Irchel — Für Württemberg: Professor D. Müller in Tübingen und Dekan Herzog in Waiblingen.

Giessener Theologische Konferenz

Donnerstag, den 10. Juni $10\frac{1}{2}$ Uhr in Steins Garten. Themen: **Lic. Günther**-Marburg: Neuere Untersuchungen zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. Pfarrer **Veit**-Frankfurt a. M.: Was muß der Gemeindepfarrer heute sein: Priester, Seelsorger oder Missionar?

Buddha, Jesus, Mohammed

Die großen Religionsstifter in kritischer Beleuchtung (Leben u. Lehre, Wahrheit und Irrtum) Mit einem Anhang: Niedergang, Zerklüftung, **Zukunft und Reform des Christentums.** Leichtverständlich auf 265 Seit. dargestellt von Prof. Dr. H. Welzhofer. Zu bez. durch jede Buchh. oder gegen Einsendung von M **1.80** f. d. geheftete, M **2.40** f. d. gebundene Buch durch Streck.r & Schröder, Stuttgart

Florenz Deutsch - Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Alkoholentwöhnung zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

Emser Wasser Kränchen

Im Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh** erscheint:

Für Gottes Wort und Luthers Lehr!

Biblische Volksbücher in Verbindung mit andern herausgegeben von Lic. th. Dr. phil. **J. Rump.** Preis der Serie von 10 Heften 6 M.

Jedes Heft ist einzeln käuflich Soeben erschienen Serie II:

Heft 1. **Unsere Quellen für das Leben Jesu Christi** nach ihrer Glaubwürdigkeit im Lichte der wissenschaftlichen Forschung. Von Prof. D. Dr. **L. Schulze.** 1,20 M.
„ 2. **Die luth. Lehre v. d. Inspirat.** V. Prof. D. **Fr. Noesgen.** 1,30 M.
„ 3. **Der luth. Gemeindegottesdienst.** Von D. **W. Vollert.** 50 Pf.
„ 4. **Die Kulturbedeutung der Mission.** Von P. **B. Koegel.** 70 Pf.
„ 5. **Die vollkommene Religion.** Von Lic. **G. Wustmann.** 60 Pf.

Ein Stab tr.fflicher Theologen hat sich hier vereinigt, um eine zuverlässige Apologetik zu schaffen.

Erholungsheim Anker in Henkenhagen (Ostseebad bei Kolberg). Badearzt: Dr. Wilhelm Winsch.
Freies Seebad. Großes Luftbad im Walde.
Spezialität: Wärmekultur; siehe die Schrift von Dr. med. Winsch über Wärmekultur, ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen. 2. Auflage. Preis 50 Pfg.
Prospekte gratis durch die Besitzerin Frau Josefa Grube.

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten"
Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—900 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bombon.**
Vorzügliche Referenzen.

Der Diakonieverein „Arbeiterinnenfürsorge" E. V.
Dieringhausen (Bez. Köln a. Rh.)
bildet **ev. Mädchen u. alleinsteh. Frauen mit höherer Allgemeinbildg.** (20—35 J.) **unentgeltlich** zu **Schwestern** für **soziale Hilfsarbeit,** sonderl. Arbeiterinnenfürsorge im
Volkspflegeseminar Dieringhausen
us. 1—2 jähr. Kursus. Günstige Anstellungs- u. Pensionsbedingungen. Für andernorts sozial geschulte Damen nach 3—6 monatl. praktischer Erprobung im Seminar Anstellung gegen Eintritt in die Vereins-Schwesternschaft.
Mädchen von 16 J. an bietet das Seminar mit Arbeiterinnenheimen, Kochschule, Nähstube, Garten u. Kindergarten gründl. **Vorbildung** für den Pflichtenkreis **der Hausfrau und Mutter.**
Pension (incl. Kurse) jährl. 500 Mk. halbjährl. 300 Mk. — Anfrg. u. Anmeld. an die Vereinsvorsitzende u. Seminarleiterin Oberin **Gabriele Bandow, Dieringhausen** Bez. Köln.

Sanatorium Tännerhof ••• Bayrisch Zell ••••
800 Mtr. Ländl. Erholungsst., famil. Charakt., vorw. veget. Küche, physikal. diätet. Behandl., Lufthütten, Bergsteigen im Luftbad, Alm 1200 m. Helferinnensystem, kein Trinkg. Wintersport. Prosp. Dr. v. Mengershausen.

Jung's alkoholfreie Weine
Auf allen beschickten Ausstellungen mit höchsten Auszeichnungen prämiert
D. R. P. und Auslandspatente
Keine unvergorenen süssen Traubensäfte, sondern vergorene Traubenweine, denen der Alkohol entzogen und das natürliche Weinaroma erhalten ist. Sie bieten daher vollen Weingenuss ohne die schädliche Nebenwirkung des Alkohols.
Ein Lieblingsgetränk für jeden Weinkenner wegen des hervorragenden Wohlgeschmacks.
Als Kurmittel von Aerzten mit Vorliebe verordnet für Kranke und Rekonvaleszenten wegen der grossen Bekömmlichkeit.
Ein ideales Genussmittel für jede Familie spez. auch für Kinder.
Alleiniger Hersteller:
Carl Jung, Lorch i. Rhg., Weingutsbesitzer
Aelteste und grösste Kellerei vergorener alkoholfreier Weine
Zweigniederlassungen:
St. Margrethen (Schweiz) — Bregenz (Oesterreich)
Man verlange Preislisten und Anerkennungsschreiben C. W.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Arwed Strauch in Leipzig (Rasmus, Diasporafahrten)